Zeitschrift: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde

Herausgeber: Bernisches historisches Museum

Band: 41 (1979)

Artikel: Wandlungen der bäuerlichen Selbstversorgung im Raum Sigriswil-Schwanden-Beatenberg

Autor: Lahnherr, Berchtold

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-246062

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

WANDLUNGEN DER BÄUERLICHEN SELBSTVERSORGUNG IM RAUM SIGRISWIL–SCHWANDEN–BEATENBERG*

Von Berchtold Lehnherr

Inhaltsübersicht

1. Einleitung und Problemstellung 46
2. Gegenstand und Methoden 47
   2.1. Die Befragung 47
   2.2. Die Beobachtung 48
   2.3. Die Dokumentanalyse 48
3. Das Untersuchungsgebiet 49
   3.1. Die natürlichen Voraussetzungen 49
   3.2. Siedlungen und Wirtschaftsstruktur 51
   3.3. Geschichtlicher Rückblick 53
   3.4. Bevölkerung und Landwirtschaftsbetriebe 56
4. Ergebnisse 60
   4.1. Die Selbstversorgung im 18. und 19. Jahrhundert 60
   4.2. Die Selbstversorgung heute – Ergebnisse der Umfrage 63
5. Diskussion 69
   5.1. Gründe des Rückgangs in der Selbstversorgung 69
   5.2. Heutige Situation 71
   5.3. Selbstversorgung in andern Regionen 71
   5.4. Einfluß topographischer und klimatischer Verhältnisse 72
   5.5. Einfluß der Mentalität 72
   5.6. Anzeichen eines Aufschwungs 73
   5.7. Aufwertung durch Sicherheitsdenken 74
   5.8. Aufwertung durch neue Anschauungen über gesunde Lebensmittel 74
   5.9. Haltung der jungen Generation 75
   5.10. Einfluß der Landwirtschaftsschulen 75
6. Zusammenfassung und abschließende Bemerkungen 76
7. Anhang 79
   7.1. Anmerkungen 79
   7.2. Literaturverzeichnis 80

* Gekürzte Fassung der Diplomarbeit, ausgeführt bei Prof. Dr. A. Hauser. Professor für Geschichte und Soziologie der Land- und Forstwirtschaft an der ETH Zürich, Sommersemester 1978.

1. Einleitung und Problemstellung

Viele agrarsoziologische und -wirtschaftliche Untersuchungen beschäftigen sich mit den Veränderungen in der Landwirtschaft, mit dem Wandel unserer Zeit. Mit Vorliebe konzentrieren sie sich auf das Gebiet, wo die Entwicklungen, beispielsweise die Abwanderung oder die Überalterung, kraß in Erscheinung treten: auf das Berggebiet. «Berggemeinden im Wandel»[1], «Wandel im ländlichen Leben»[2], «Wirtschaftliche und soziologische Untersuchungen in der Zentralschweiz»[3], «Studien zum Wandel von Bevölkerung und Landwirtschaft im Unterengadin»[4], oder «Die Veränderung in der Berglandwirtschaft»[5] sind einige der wichtigen Beiträge zum Verständnis der Entwicklung unseres Lebensraumes.

Unser Beitrag über die Wandlungen der bäuerlichen Selbstversorgung schließt sich diesen Untersuchungen an.

Selbstversorgung war noch vor knapp hundert Jahren eine selbstverständliche Sache. Einerseits fehlte es an den heute üblichen Produktionsmöglichkeiten, andererseits regte die Geldwirtschaft den Handel noch zu wenig an, die Landesregionen mit allen notwendigen Gütern zu versorgen. Ist heute die Konsumgesellschaft zur Alltäglichkeit geworden, zwang bis zur Schwelle des 20. Jahrhunderts ein tieferer materieller Lebensstandard die bäuerliche Bevölkerung zur Selbstversorgung. Mit der Industrialisierung des 19. Jahrhunderts begann jene stürmische Entwicklung, die kleinbäuerliche Verhältnisse und Heimindustrien aussterben ließ und zur Marktwirtschaft überleitete. Heute kauft der Bauer Maschinen, Geräte und landwirtschafliche Hilfsmittel für den Betrieb, und für den Haushalt Möbel, Kleider und Nahrungsmittel. Früher wurden Stallungen und Wohnbauten im Gemeinwerk erstellt, heute verlangen sie beträchtliche finanzielle Opfer. Der Landwirt ist auf finanzielle Einnahmen angewiesen, wozu er den größten Teil der erzeugten Produkte verkauft[6]. Er ist zum Unternehmer geworden, der seinen Gewinn zu maximieren versucht und sich auf das spezialisiert, was rentiert und auch machbar ist. Welchen Stellenwert in der Ertragsbildung nimmt da die Selbstversorgung noch ein? Soll sie als Steckenpferd einiger unterentwickelter Betriebe abgetan werden? Oder bietet sie gewisse Vorteile, deren man sich heute wieder bewußt wird?

Verließe sich eine Untersuchung der bäuerlichen Selbstversorgung auf rein finanzielle und arbeitswirtschaftliche Gesichtspunkte, würde das Wesentliche verkannt: Bauer sein bedeutet für viele nicht nur, einen bestimmten Beruf auszuüben, es bedeutet Lebensinhalt und Lebenserfüllung. Neben den sicher meist dominierenden Aspekt der Wirtschaftlichkeit eines Betriebes treten denn auch andere, gefühlsbetonte, persönliche Motivationen: Freude am Umgang mit Tieren, Wohlgefallen an den Kulturen, am Garten, innere Zufriedenheit nach getaner Land- und Waldarbeit; nicht weil man nun die Freizeit genießen könnte, sondern weil einen die Tätigkeit zur Selbstversorgung befriedigt hat.

Die Untersuchung befaßt sich mit der Selbstversorgung in bäuerlichen Haushaltungen in der Region Schwanden–Sigriswil–Beatenberg (Berner Oberland). Anhand der Literatur wird die Wandlung der bäuerlichen Selbstversorgung im 18. und

9. Jahrhundert beleuchtet und mittels einer Umfrage der heutige Zustand unterucht.

Zur Diskussion stellen sich folgende Fragen:

- Welche ökonomischen und geistigen Triebfedern führten zum Rückgang in der Selbstversorgung?
- Wie steht es heute mit der Selbstversorgung quantitativ und qualitativ?
- Welchen Stellenwert nimmt die Selbstversorgung in anderen Regionen ein?
- Welchen Einfluß haben topographische und klimatische Verhältnisse? Produzieren Betriebe in abgeschiedener Lage mehr zur eigenen Versorgung?
- Spielt eine andere Denkweise und Weltanschauung eine Rolle?
- Gibt es Anzeichen, daß die Selbstversorgung heute wieder einen Aufschwung erlebt?
- Inwiefern wird die Selbstversorgung durch das Sicherheitsdenken aufgewertet, sich auch in Kriegszeiten von der eigenen Scholle ernähren zu können?
- Bekommt die Selbstversorgung durch neue Anschauungen über gesunde Lebensmittel (z.B. biologisch gezogenes Gemüse) frischen Wind?
- Ist die junge Generation weniger materialistisch eingestellt? Vertritt sie eine Lebenshaltung, die vermehrt zur Selbstversorgung zurückzielt?
- Welchen Einfluß üben die Landwirtschaftsschulen aus? Werben sie für die Selbstversorgung? Oder findet man dort, der Landwirt und die Bäuerin sollten sich nicht noch mit Mehrarbeit belasten, sondern sich auf wenige Produktionsrichtungen konzentrieren?

?. Gegenstand und Methoden

Die Ortschaften Schwanden bei Sigriswil und Beatenberg wurden gewählt, weil sie in vielfältiges Bild bergbäuerlichen Daseins vermitteln. Den extrem kleinbäuerlichen Verhältnissen im Touristengebiet Beatenbergs stehen die ans Emmental erinnernden, vielseitigen Bauernbetriebe von Sigriswil–Schwanden gegenüber. Der Höhenlage und Exposition der Höfe entsprechen die klimatisch unterschiedlichen Bedingungen. Auch die Bodenverhältnisse ändern von tiefgründiger Ackererde bis zu steinigen oder vernäßten Weideböden. Daraus kann ein interessanter Bildausschnitt des Berggebietes der Alpennordseite gewonnen werden.

?.1. *Die Befragung*

Das Interview ist auch in der Sozialforschung eine der am häufigsten verwendeten Techniken. Es versucht, auf Fragebogen Sachverhältnisse, Meinungen und Beweggründe zusammenzutragen.

Atteslander unterscheidet zwischen drei Interview-Arten[7]: In freier Gesprächsform wickelt sich das nichtstandardisierte Interview ab. Es verlangt einen sehr gewandten Befrager, der neu auftauchenden Fragen nachzugehen imstande ist. Die formellste Befragung, das standardisierte Interview, hat eine feste Reihenfolge ausformlierter

Fragen, teilweise mit zur Auswahl vorgelegten Antworten. Zwischen diesen beiden Extremen liegt das halbstandardisierte Interview, dem ein flexibles Frageschema zugrunde liegt. Es ermöglicht die Anpassung an die jeweilige Situation.

Die vorliegende Befragung erfolgte in dieser beweglichen Form. Angestrebt wurde ein möglichst ungezwungenes Gespräch, das am ehesten bei der Arbeit, auf dem Feld oder im Stall, zustande kam; denn, wie Dönz ausführt, ist der Bergbauer «seiner Sache sicher in Nähe seiner Tiere», wogegen es selbst in der Wohnstube «zu beklemmenden Pausen kommen kann, die dem vertrauten Gespräch abträglich sind. Auf gestellte Fragen antwortet der Bauer ... eigenständig und bedacht – aber er braucht etwas Zeit[8].»

Um den Rahmen der Arbeit nicht zu sprengen, wurde ein Stichprobenumfang von 20–30 Interviews festgesetzt. Damit konnte bei den Befragungen zugleich an Tiefe gewonnen werden. Neben den 26 zufällig ausgewählten Bauern wurden noch weitere Schlüsselpersonen der Landwirtschaft befragt (Gemeindeschreiber, Landwirtschaftsberater, Hauswirtschaftslehrerinnen).

Die Bevölkerung zeigte großes Verständnis für die teilweise recht langen Interviews. Anfängliches Mißtrauen konnte durch die Darlegung des Zwecks dieser Befragung beseitigt werden.

2.2. Die Beobachtung

Durch das eigene Mitleben[9] im Untersuchungsgebiet und anläßlich der Befragung ergab sich die Möglichkeit zur Beobachtung.

Goode und Hatt erklären schlicht: «Science begins with observation ... the sociologist must train himself to observe carefully.» «Es ist äußerst schwierig», führt Atteslander aus, «zwischen der alltäglichen (naiven) und der streng wissenschaftlichen Beobachtung zu unterscheiden ... Allzu leicht gerät der Forscher in Gefahr, sich mit Sozialvorgängen, die sich um ihn her abspielen, zu identifizieren.» Treffend faßt er zusammen: «Wir glauben nur, was wir sehen – leider sehen wir nur, was wir glauben wollen[10].» Der ernsthafte Beobachter wird sich dieser Gefahr bewußt sein.

In der vorliegenden Untersuchung wurden regelmäßig sogenannte «unstrukturierte» Beobachtungen festgehalten. Sie dienten der Interpretation und Relativierung von Aussagen der befragten Personen.

2.3. Die Dokumentanalyse

Zahlenmaterial und andere Unterlagen über die Selbstversorgung im Untersuchungsgebiet liegen nicht vor und müßten zuerst geschaffen werden. Das Bundesamt für Industrie, Gewerbe und Arbeit (BIGA), welches die Haushaltsrechnungen von Unselbständigerwerbenden auswertet[11], führt keine Daten über die bäuerliche Selbstversorgung.

Verschiedene Arbeiten, geschichtliche, wirtschaftliche und agrarsoziologische Werke, mußten konsultiert werden. Wertvolles Material boten die Statistiken des Eidgenössischen Statistischen Amtes und die land- und alpwirtschaftlichen Produktionska-

taster der Abteilung für Landwirtschaft des Eidgenössischen Volkswirtschaftsdepartementes.

«Sämtliche gegenständlichen Zeugnisse», meint Atteslander, «neben schriftlichen Texten und Zahlenmaterial ... auch alle andern vom Menschen geschaffenen kulturellen Objekte, Werkzeuge ..., Bekleidung, Bauten oder Kunstgegenstände ...» haben für den Sozialforscher dokumentarischen Wert. Sie können zur Erklärung menschlichen Verhaltens dienen[12]. Dementsprechend können zum Beispiel Gartenanlagen, Pflanzungen, Stallungen und Lagerräume aufschlußreich sein zur Beantwortung mancher Fragen über die Selbstversorgung.

3. Das Untersuchungsgebiet

3.1. Die natürlichen Voraussetzungen

Die Gemeinden Beatenberg und Sigriswil liegen am rechten Thunerseeufer.

Beatenberg, auf rund 1150 m über Meer (Dorfzentrum), reicht vom Bödeli (Interlaken) über den stellenweise steilen und kupierten Südhang bis zu den Gipfeln des Niederhorns und Gemmenalphorns (2050 m ü. M.).

Das Straßendorf *Beatenberg* erstreckt sich über 8 km auf einer moränebedingten Verflachung[13]. Sehr steil gegen den See abfallende Weiden schließen sich hart an die schmale Moräneterrasse an. Oberhalb des Dorfgürtels steigen Kalkfelsen empor und tragen weite Wald- und Alpflächen mit podsolierten Braunerden und Rendzinen[14]. Im allgemeinen herrschen kupierte Steilhänge vor, wobei kleinere Absackungen tiefgründigen Boden aufweisen, der weniger trockenheitsempfindlich ist. Im Gebiet der Waldegg kommen einige vernäßte Stellen mit undurchlässigem Lehm vor. Vielfach sind jedoch die schwach sandigen Lehmböden flachgründig. Anstehende Felsen, Hangneigung und Erdrutsche erschweren die Bewirtschaftung stark und erlauben höchstens einen kleinparzelligen Ackerbau.

Sigriswil liegt auf Molasse, Flysch und Moränenschutt. Die Gemeinde überdeckt den von Terrassen durchzogenen Südhang, der von zahlreichen Baumgruppen und Bachläufen aufgelockert wird. Waldreiche Gebiete schließen gegen Norden ab, und die Kuppe der rund 1400 m hohen Blume erhebt sich im Nordosten. Sie besteht aus Nagelfluhbänken, Sandstein und Mergelschichten. Die Oberflächenformen werden dadurch vielerorts durch schief stehende Nagelfluhrippen gestaltet. Der vorherrschende, schwach sandige Lehm eignet sich gut für den Ackerbau, soweit nicht Hang- und Muldenlagen unter Hangwassereinfluß und stauender Nässe leiden. Die ackerbaulich genutzten Parzellen befinden sich in trockeneren und tieferen Lagen.

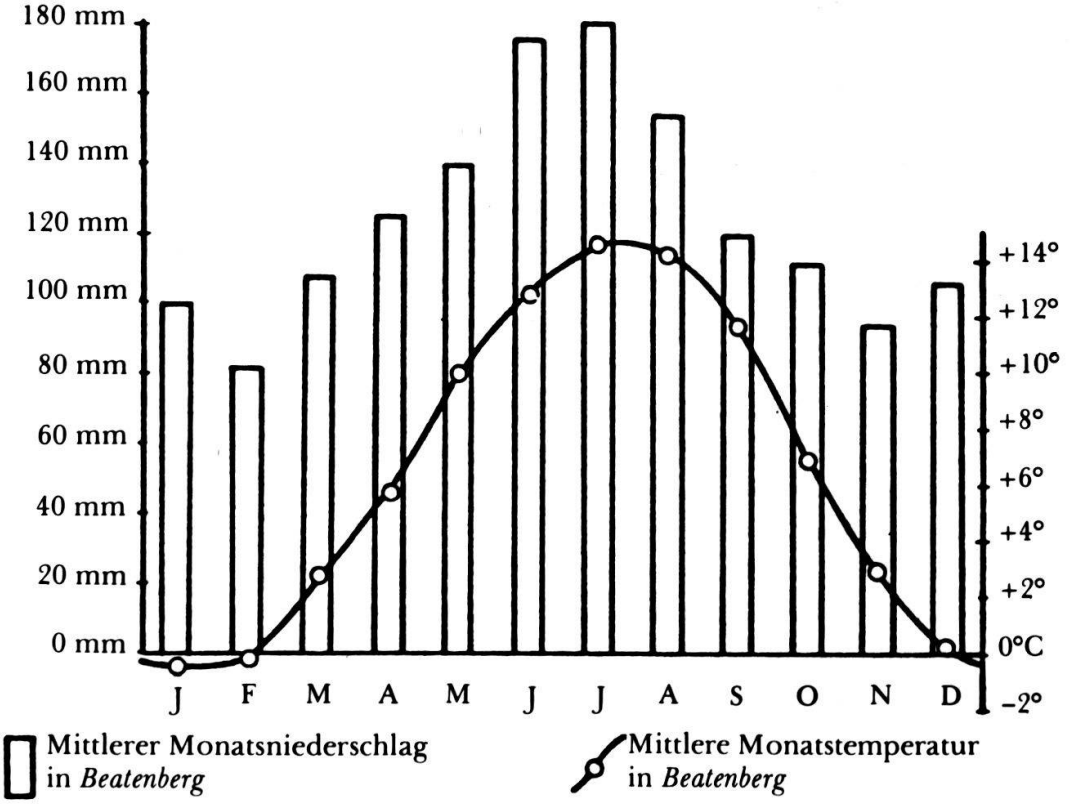
Auch Sigriswil erstreckt sich vom Thunerseeufer (558 m ü. M.) über das eigentliche Dorf (798 m ü. M.) hinauf bis in die Alpregion (Sigriswiler Rothorn: 2034 m ü. M.). Der Wechsel von Uferlandschaften zum Hochgebirge, der Übergang vom Voralpen- ins Alpengebiet und das Panorama auf See und Berner Alpen verleihen dem Gebiet einen besonderen Reiz.

In *Beatenberg* ist *das Klima* trotz der ansehnlichen Höhenlage mild, dank der nach Süden exponierten Halde. Nicht zuletzt ist der Ort als «Sonnenterrasse» des Berner Oberlandes bekannt. Im Winterhalbjahr besteht häufig Temperaturumkehr, «verbunden mit schönstem Sonnenschein», wie Gutersohn ergänzt, «während unten im Tal der Nebel des Kaltluftsees stagniert[15].» Je nach Höhenlage ist auch die Vegetationsdauer unterschiedlich. Obstbäume, Gärten und Kulturen, die tiefer liegen, sind bevorteilt, namentlich sind Pflanzgärten in Seenähe zur Setzlingsanzucht geeignet. Im Herbst muß mit frühem Schneefall gerechnet werden, wodurch die Futtergewinnung betroffen wird. Den Kulturen steht eine kurze Vegetationsperiode zur Verfügung.

Auch in *Sigriswil* besteht im *Klima* ein drastischer Unterschied zwischen dem seeseitigen Hang und dem nördlich der Blume liegenden Hügel- und Grabengebiet. Namentlich am Westfuß des Sigriswilergrates muß mit höheren Niederschlagsmengen gerechnet werden, entladen sich doch dort im Sommer oft Gewitter. In Seenähe herrscht ein mildes Klima. Mit zunehmender Höhenlage sinkt das Temperaturmittel zwar nur unterdurchschnittlich, aber dennoch spürbar, so daß im Raume Schwanden der Frühling spät eintrifft und der Winter früh.

Sowohl für Beatenberg als auch für Sigriswil sind die häufigen sommerlichen Regenfälle typisch. Im Sommerhalbjahr (April–September) fallen rund zwei Drittel der jährlichen Niederschläge. Es ist deshalb im allgemeinen wohl mit keiner Trockenheitsdepression im Futterwachs zu rechnen. Hingegen stellt sich das Problem der Heuwerbung im Frühsommer bei langen Regenperioden.

Abbildung 1 Klimadiagramm von Beatenberg. Mittlere Niederschlagsmengen für die Periode 1901–1940. Veränderlichkeit der Temperaturmittel 1901–1960[16].



Die Gemeinde *Sigriswil* besteht aus elf Dörfern, die vom Thunerseeufer bis über die Höhen der Sigriswiler Allmend zerstreut liegen. Minnig vergleicht die Ortschaften in seinem Gemeindeporträt als elf Familien, die im «stattlichen Sigriswiler Haus» vom Kellergeschoß bis in den 3. Stock und in der Hinterkammer, im «Gaden», untergebracht seien.[24]

Gunten und Merligen liegen am Seeufer auf Deltas. Die ehemaligen Fischer- und Winzerdörfer sind zu Fremdenkurorten mit ihren charakteristischen Bauten und Anlagen geworden. Auf einer ersten Terrasse, auf 800 Meter ü.M., folgen Sigriswil, Endorf und Wiler und westlich der Guntenschlucht Äschlen. Sigriswil konnte unter diesen Orten offenbar wegen seiner zentralen Lage und wegen seines verhältnismäßig ausgedehnten Agrargeländes dominieren, sind doch die andern Gemeindenteile durch den Einschnitt des Guntenbaches und durch weitere Tobel eher isoliert und räumlich eingeengt. Auf einer nächsten Stufe von 900–1000 Meter Höhe liegen die Bauerndörfer Tschingel, Ringoldswil und Schwanden, «das sich im Windschatten eines geschwendeten weiträumigen Zirkus zusammenduckt», wie Schaer beschreibt. Im nördlich der Blume liegenden Gemeindegebiet, dem Einzugsgebiet des Zulgbaches, liegen die Weiler Meiersmaad und Reust. Hier öffnet sich eine ganz andere Welt. Schaer spricht von einem Stimmungswandel, welcher sich zwischen der vorderen und hinteren Gemeinde vollzieht: «Man steigt von den lachenden Ufern des Thunersees aufwärts über die sonnigen Terrassen ... um plötzlich – kurz nach der Überschreitung der Wasserscheide hinter Schwanden – von der Dämmerung einer Urwaldlandschaft überfallen zu werden[17].» Eine Landschaft der Eggen und Gräben, wie sie unter anderem vom Napfgebiet bekannt ist, wurde durch die Zulg- und Horrenbäche modelliert. «Die starke fluviative Zergliederung des oberen Zulggebietes», führt Gutersohn aus, «erschwerte natürlich den Verkehr, verdrängte Siedlung und Agrarwirtschaft von den waldigen Bachtobeln und den Schattenhängen weg an die schwächer geböschten und besser besonnten Halden[18].»

Die Bauernbetriebe sind hier besser arrondiert als auf der südlichen Gemeindeseite, wo die starke Verparzellierung zu einer Vielzahl von Ökonomiegebäuden geführt hat. An Steillagen und Waldrändern sind die Weiden ausgeschieden, während die Äcker im Laufe der Jahre auf den verschiedenen, besser geeigneten Parzellen der Betriebe in der Fruchtfolge abwechseln.

Die Bauernhäuser weisen hier mehrheitlich den Emmentaler Baustil auf mit der typischen Dachründe und der Hocheinfahrt. Einzelne Gebäude sind noch mit Schindeln bedeckt, wie überhaupt viel Holz verwendet wird. Sägereien sind ein wichtiges lokales Gewerbe. Sie nutzen die weitläufigen Nadelwälder. In der vorderen Gemeinde herrschen Oberländer Chalets vor neben vereinzelten Mittelländer Bauernhäusern. Der ursprüngliche Charakter der angestammten Bauweise wurde mehrheitlich auch bei Neubauten bewahrt. Neben den kleinen Ortschaften und Weilern besiedeln Einzelhöfe das Land. Gutersohn schreibt 1964, die Einzelhofbauern bestellten ihr Land nach dem System der Berner Kleegraswirtschaft. Dies gilt heute nur noch bedingt, da

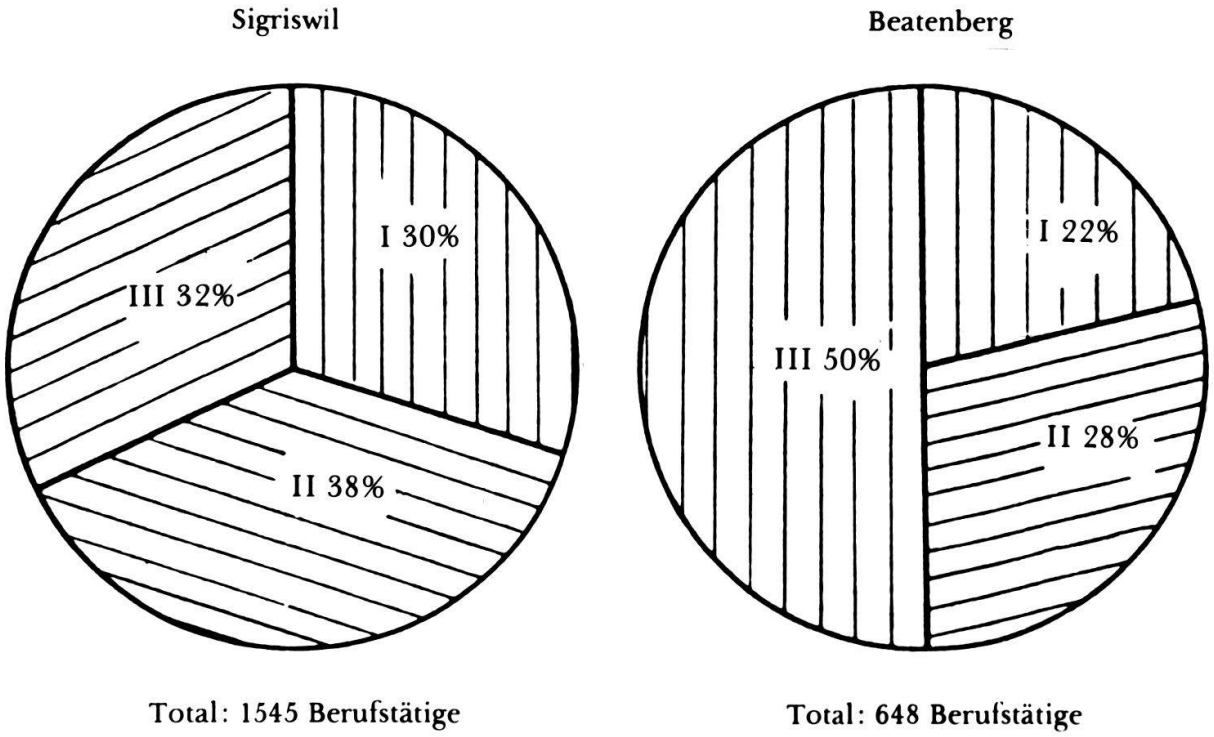
die Vieh- und Milchwirtschaft zugenommen haben und der Ackerbau an Bedeutung eingebüßt hat.

Infolge besserer Straßenverbindungen nach Thun und Steffisburg – die besonders für die hinteren Gemeindeorte Reust und Meiersmaad von großer Bedeutung sind – macht sich der Einfluß dieser Zentren zunehmend bemerkbar. Neben dem Kleingewerbe und namentlich dem Baugewerbe gewinnt der Fremdenverkehr an Bedeutung. Abbildung 2 zeigt für 1970 ungefähr gleiche Anteile Berufstätige in den drei Wirtschaftssektoren. Die Urproduktion fällt für Sigriswil noch stark ins Gewicht. Dem sekundären Sektor und dem Dienstleistungssektor gehören viele Tagespendler an, die nach Thun zur Arbeit fahren: Sigriswil gilt als bevorzugte Wohnlage.

Abbildung 2 Die Erwerbssektoren[19].

Berufstätige nach Wirtschaftssektoren 1970

in %



Beatenberg setzt sich aus vier Bäuerten zusammen: Schmocken im westlichen Zipfel der Gemeinde ist seit Ende des 19. Jahrhunderts mit einer Standseilbahn von der Beatenbucht her erreichbar. Das Dorfzentrum bildet Spirenwald, eine aufgelockerte Straßensiedlung. Durch den Suldgraben von der übrigen Gemeinde getrennt, liegt Waldegg auf einem breiten Bergrücken. Hier senkt sich die Straße nach Interlaken. Gegen den See zu, auf einem Schuttkegel, liegt das ehemalige Fischerdörfchen Sundlauenen. Mit der Erschließung der Beatushöhlen um 1800 wurde es Landeplatz für Personenschiffe.

Durch den frühen Fremdenverkehr, der besonders nach der um 1863 fertiggestellten Verbindungsstraße nach Interlaken einsetzte, enstanden auf dem Beatenberg

moderne Hotels und Pensionen, «deren Bauart seltsam von derjenigen der dunkelbraunen und mit Steinen beschwerten Schindeldächern gedeckten Wohnhäuser absticht», wie das Geographische Lexikon der Schweiz 1908 schrieb[20]. Heute erinnern nur noch wenige Ställe an die ursprüngliche Bedachung des Oberländer Chalets (Schwardächer).

Die zerstreuten Bauernhöfe werden durch einen äußeren Ring von Alpweiden und Vorsässen (Maiensässen) umschlossen. Durch den Höhenunterschied von über 1200 Metern ergibt sich eine Stufenwirtschaft, wobei tiefer gelegene Fluren im Frühling zuerst genutzt werden können und im Herbst noch eine Weidenutzung gestatten.

Die stark verparzellierten Flächen wurden nie arrondiert. Eine Güterzusammenlegung konnte aus topographischen und psychologischen Gründen nicht durchgeführt werden. Im Durchschnitt fällt auf 1,8 Großvieheinheiten (GVE) ein Ökonomiegebäude, was eine große Belastung der Betriebe darstellt[21]. Zahlreiche Aussenställe sind nur durch Fußwege erschlossen, wodurch der Maschineneinsatz beschränkt wird. Ein Bedürfnis der rationellen Berglandwirtschaft befriedigen indes die in den letzten Jahren erstellten rund 28 km langen Meliorationsstraßen. Einer Vielzahl von Stallungen fehlt es an Unterhalt, sie sind alt und dunkel und entsprechen den modernen tierhygienischen Vorschriften nicht mehr.

In neuerer Zeit schossen Ferienhäuser – anfänglich ohne sich in eine Bauzonenplanung einzufügen – wie Pilze aus dem Boden. Die Landzerstückelung wurde dadurch noch bekräftigt, die Infrastrukturaufgaben für die Gemeinde erschwert und die Bautätigkeit – die noch nicht nachgelassen hat – angekurbelt. Durch die Überbauungen wurden teils Kulturstücke in Dorfnähe beansprucht. Dank der Zonenplanung konnte der weiteren Überbauung von Kulturland Einhalt geboten werden.

Beatenberg hatte Ende des 18. Jahrhunderts in der mineralischen Urproduktion Bedeutung, als Kohlengruben unterhalb des Niederhorngipfels ausgebeutet wurden[22]. Heute dominiert in der Wirtschaft Beatenbergs der Fremdenverkehr. Hat man Ende des 19. Jahrhunderts die Luft- und Ziegenmilchkuren angepriesen, so finden sich heute in den Prospekten Hinweise auf Sesselbahnen (Niederhorn) und Skilifte, auf Hallenbad, Eisbahn, Tennisplätze und vielfältige Vorschläge zu erholsamen Wanderungen. Nach Abbildung 7 finden 50% der Berufstätigen in Beatenberg im Dienstleistungssektor Arbeit, wobei das Gastgewerbe stark ins Gewicht fällt. Das Baugewerbe verschafft dem sekundären Sektor gegenüber der Urproduktion ein Übergewicht. Im Vergleich zu Sigriswil arbeiten in der Land- und Forstwirtschaft Beatenbergs weniger, dafür im tertiären Sektor ebensoviel mehr Leute. Infolge des großen Anteils Tourismus in der Wirtschaftsstruktur Beatenbergs verlagert sich die Rolle der Landwirtschaft auf die Pflege der Kulturlandschaft, wobei die primäre Funktion, die Nahrungsmittelproduktion, etwas verblaßt.

3.5 Geschichtlicher Rückblick

Über das soziale und wirtschaftliche Gefüge der Gemeinde *Sigriswil* im 17. Jahrhundert gibt die «Seyordnung» von 1650 Auskunft. Sie steht am Anfang einer Entwicklung, wo die alteingesessene Dorfaristokratie ihre Vorrechte zwar weiterhin festigt, den Hintersässen aber Konzessionen einräumen muß. Die neue Ordnung bezweckte

das Ende willkürlicher Nutzung der Allmenden: Bergrechte, Alpauffahrten und Gemeinwerke wurden exakt umschrieben. Auch galt das strikte Verkaufsverbot von Bergrechten nach außen. An diesem Punkt sollte die neue Satzung am raschesten zerbrechen. Den Armen kam man in Bezug auf die Bergrechte und Pflanzgärten am weitesten entgegen und bildete damit den Ursprung der Pflanzlöser: Die Wohlhabenderen wurden angehalten, den Armen drei Jucharten ihrer Allmend als Pflanzland auf drei Jahre zu überlassen. Bis zum Verkauf der Allmenden 1852 wurde dieser soziale Artikel, der die Armut wirksam bekämpfte, aufrechterhalten.

Die «reichen» Grundbesitzer schlossen sich Ende des 17. Jahrhunderts gegen neue Zuzüger immer enger zusammen und suchten diese nach Kräften von der Gemeinde fernzuhalten.

Reich konnte sich ein Sigriswiler Bauer damals nennen, wenn er durchschnittlich drei bis vier Kühe besaß, auch wenn sein Speisezettel mit hartem Brot, Magerkäse, Ziger oder Haferbrei sowie Käsmilch höchst bescheiden aussah. Kartoffeln und Kaffee waren noch nicht bekannt. Was nicht selber produziert wurde, mußte zu Fuß oder per Schiff in Thun abgeholt werden[23]. Im großen und ganzen war von Reichtum also keine Rede, jedoch gönnte man sich neben dem einfachen Speisezettel allterhand Genüsse.

Die reicheren Bauern begannen Bergrechte zusammenzukaufen, so daß sich um 1800 von 37 Alpen bereits 19 in Privatbesitz befanden. Der Wald – immer noch Allgemeinbesitz – litt unter dem verheerenden Raubbau, zumal das Gemeinwerk vernachlässigt wurde und Verbesserungen ausblieben. Die im 18. Jahrhundert eingeführte Kartoffel verdrängte den Getreidebau immer stärker, wodurch es auch an Stroh und Mist zu mangeln begann. Als Streue-Ersatz behalf man sich mit Laub, Lische und Reisig.

Mitte des 19. Jahrhunderts beendete die Schaffung einer Gemischten Gemeinde das Seilziehen zwischen Burger- und Einwohnergemeinde, leitete aber das Ende der Burgergemeinde ein: 1868 wurden die Alpweiden (Bergrechte) an die Höchstbietenden versteigert und der Burgerwald an die Einwohnergemeinde abgetreten[24].

Große Aufgaben (Wildbachverbauungen, Aufforstungen, Vermessungsarbeiten, Wasserfassungen, Schulhausbauten und namentlich das Verkehrsproblem) beschäftigten die junge Einwohnergemeinde ein halbes Jahrhundert lang. Fortschrittsgläubige Gemeindebehörden befaßten sich in erster Linie mit dem Straßenbau, nach dem Motto: «Verkehr bringt Wohlstand, und Wohlstand bringt Glück»[25]. Man plante eine Seestraße, und auf dem Thunersee wurde die Dampfschiffahrt eingeführt. Nachdem 1858 eine erste Werbeschrift für den Fremdenverkehr erschienen war, versprachen sich initative Wirte davon materielle Wohlfahrt, während andererseits die Bauern mehrheitlich eine Gefährdung ihrer Eigenart sowie eine Vermehrung der Armenlasten befürchteten. Sie erklärten, Straßen brächten Vaganten und Bettler ins Haus. Das Straßenbauprogramm überstieg denn auch die finanziellen Kräfte um ein bedeutendes. Den Initianten half nur ihr unbändiger Optimismus und Wagemut über alle Bedenken hinweg. Die Finanzlage der Gemeinde wurde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch durch volkswirtschaftliche Verhältnisse gedrückt, welche infolge billiger Einfuhr ausländischen Weizens und anderer Agrarprodukte die schweizerische

Landwirtschaft in eine Krise stürzten. Zwar verschaffte der Straßenbau Arbeit und Verdienst, drückte aber das Einkommen aller durch ständige Steuererhöhungen und verschlang alle Gewinne, welche aus dem ehemaligen Burgergut erzielt werden konnten.

Die Gemeinde lag bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts als weltfremde, verkehrsmäßig kaum erschlossene Insel da. Das änderte sich aber grundlegend mit dem aufkommenden Fremdenverkehr. Hotelpaläste entstanden um die Jahrhundertwende in den Seeorten, die 1913 von der rechtsufrigen Thunerseebahn erschlossen wurden. Eine Autobusverbindung bediente die übrigen Orte bis nach Tschingel und Schwanden.

Einen Einblick in das soziale und wirtschaftliche Leben *Beatenbergs* geben die Befragungen anläßlich der Volkszählung von 1764: Armengenössig waren rund 20% der Einwohner Beatenbergs, und viele mußten sich wehren, um nicht an den Bettelstab zu kommen. Die Zinslast ruhte schwer auf der Bevölkerung, zumal sich in der Gemeinde wenig Verdienstmöglichkeiten boten. «Von Handel und Gewerbe konnte überdies bei der Abgeschlossenheit Beatenbergs und dem Mangel einer Strasse erst recht keine Rede sein», schreibt Buchmüller[26].

Die Behauptung, das Volk sei zur Arbeit lustlos und zu faul, wurde widerlegt: «... nicht bald ist eine Handarbeit zu rauh und beschwerlich», berichtete der damalige Dorfpfarrer, «daß sich der hiesige Landmann zu ihrer Verrichtung unwillig und verdrossen fände[27]».

Die Ausbildung der Kinder beschränkte sich auf praktische Landarbeit: Die Knaben erlernten die Viehzucht, die Mädchen das Spinnen und das Haushalten.

Im allgemeinen gaben sich die Bauern große Mühe, den steinigen Boden zu bestellen. Den Ärmsten stellte man «Allmendland zum Pflanzen von Erdäpfeln und anderem» zur Verfügung und teilte ihnen Almosen und sonntags Brot aus dem Siechengut des Klosters Interlaken aus. Dieses Siechengut wurde nach dem Untergang der alten Eidgenossenschaft unter die anteilhabenden Gemeinden verteilt.

Im 18. Jahrhundert zwang die Massenarmut viele Oberländer, nach Amerika auszuwandern. Ein anderes Wanderleben führte die Leute Jahr für Jahr zur Erntezeit ins Unterland, um dem Ährenauflesen zu frönen. Wie die Heuschrecken – berichtet ein Zeitgenosse – fielen die Landstreicher und Bettler von Beatenberg, Sigriswil, Habkern und Grindelwald und andern Orten über die Dörfer des Unterlandes her, und er fährt wörtlich fort: «sie entlehnen einander die Kinder zum Bätteln. Wann man ihnen will Arbeit, Speis und Lohn gleich an geben, so antworten sie, sie seyen nit deswegen kommen, ... rauben ... alles, was sie unter den Händen finden und gehen weiters[28]».

Noch im 19. Jahrhundert «kehrte das Gespenst des Hungers» in unsere Gemeinde ein infolge der Kartoffelkrankheit (Phytophthora infestans), die 1845 epidemisch ausbrach. «Im ersten Schrecken wußte man dem Übel nicht zu wehren», schreibt Buchmüller, «die einen legten die kranken Früchte ins Wasser, wobei sie schnell in Fäulnis übergingen, andere trockneten sie an der Sonne, wobei sie schwarz wurden. Schließlich verfiel man darauf, sie möglichst schnell zu schälen, in Scheiben zu schneiden und im Ofen zu dörren[29]. Zur Milderung der Not schickte die Regierung der Gemeinde Reis, Weizen und Haferkerne. In der Waschküche des Pfarrhauses wurde Suppe zubereitet und von allen Leuten abgeholt, die doch vielmehr an Milchspeisen gewohnt

waren, nun aber froh sein mußten, ihren knurrenden Magen mit einer ungewohnten Suppe beschwichtigen zu können.

Der Haupterwerbszweig war im 19. Jahrhundert immer noch die Landwirtschaft, aber schon früh siedelten sich Gewerbetreibende an: Küfer, Schuhmacher, Maurer, Schneider, Köhler usw. Im 18. Jahrhundert richtete der erste Krämer seinen Laden ein. Drechsler, Tischmacher, aber auch Brotträger, Salpetergraber und Seidenweber werden von nun an in Urkunden erwähnt. Üblicherweise vererbten sich diese Berufe auf Kind und Kindeskind. Mit dem aufkommenden Straßenbau bot vermehrt das Baugewerbe vielen Beatenbergern als Taglöhnern ein Auskommen, oder sie fanden eine Anstellung in den Steinbrüchen entlang des Thunersees, nachdem der Kohleabbau am Niederhorn aufgegeben worden war.

Anfangs 19. Jahrhunderts wurde zur Arbeitsbeschaffung die Seidenspinnerei und eine Weberei einzuführen versucht. Der bernische Kommerzienrat warb für den Flachsanbau, indem er für die «armen, aber fleißigen, verständigen Landwirte Beatenbergs das Flachssaatgut subventionierte». Die Regierung versuchte meist ohne Erfolg, den Bergbewohnern Arbeit und Verdienst zu verschaffen. Der Armenverein machte 1840 die Holzschnitzerei bekannt, wie sie in Brienz schon früher heimisch geworden war. Diese Arbeitsbeschaffungsversuche hatten aber nie den gleichen Anklang gefunden wie dann das Gastgewerbe, worüber Pfarrer Buchmüller klagt, «es herrsche an Wirtschaften eher Überfluß als Mangel, waren doch im Winter 1910/11 nicht weniger als 10 solche geöffnet, so daß auf 114 Einwohner (Erwachsene und Kinder) je eine Wirtschaft kam»[30].

Der Fremdenverkehr setzte bereits Ende 18. Jahrhundert ein, als das Pfarrhaus den Reisenden Unterkunft bot. Die meisten Gäste verbanden eine Luftkur auf dem Beatenberg mit einer Ziegenmilchkur oder mit ausgedehnten Wanderungen über die Alpen. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erfolgte ein gewaltiger Aufschwung der Pensionen und Hotelneubauten. Die Eröffnung der Standseilbahn von Beatenbucht nach Schmocken brachte dem Tourismus nochmals einen Auftrieb, so daß sich um 1880 ein «bisher auf Beatenberg nie gesehener Baueifer» entwickelte.

3.4 *Bevölkerung und Landwirtschaftsbetriebe*

Die Wohnbevölkerung hat gesamthaft seit 1850 kaum zugenommen (Abbildung 3). Zwar verzeichneten die Nachkriegsjahre bis 1950 einen Anstieg, der jedoch in der nachfolgenden Zeit von einem Rückgang abgelöst wurde. Dieser beträgt für 1960–1970 in Sigriswil 5,3% und in Beatenberg 3,1%.

Die Größenverhältnisse der privaten Haushaltungen sind sowohl in Beatenberg wie in Sigriswil die folgenden: 28% aller Privathaushaltungen bestehen aus zwei Personen. Alleinstehende machen 20% der Haushaltungen aus. Dieser recht hohe Anteil mag wiederum auf die Überalterung hinweisen. Größere Haushaltungen mit drei, vier und fünf Personen sind mit 17%, mit 13% und 9% vertreten. Der Rest besteht aus Familien mit 6 und mehr Personen. Weil vielfach die Betriebsnachfolger auf kleinbäuerlichen Höfen fehlen, sterben solche Betriebe allmählich aus. Beatenberg verzeichnet einen rascheren Rückgang der landwirtschaftlichen Bevölkerung, während sie

Abbildung 3 Die Wohnbevölkerung 1850–1970 von Sigriswil und Beatenberg[31].

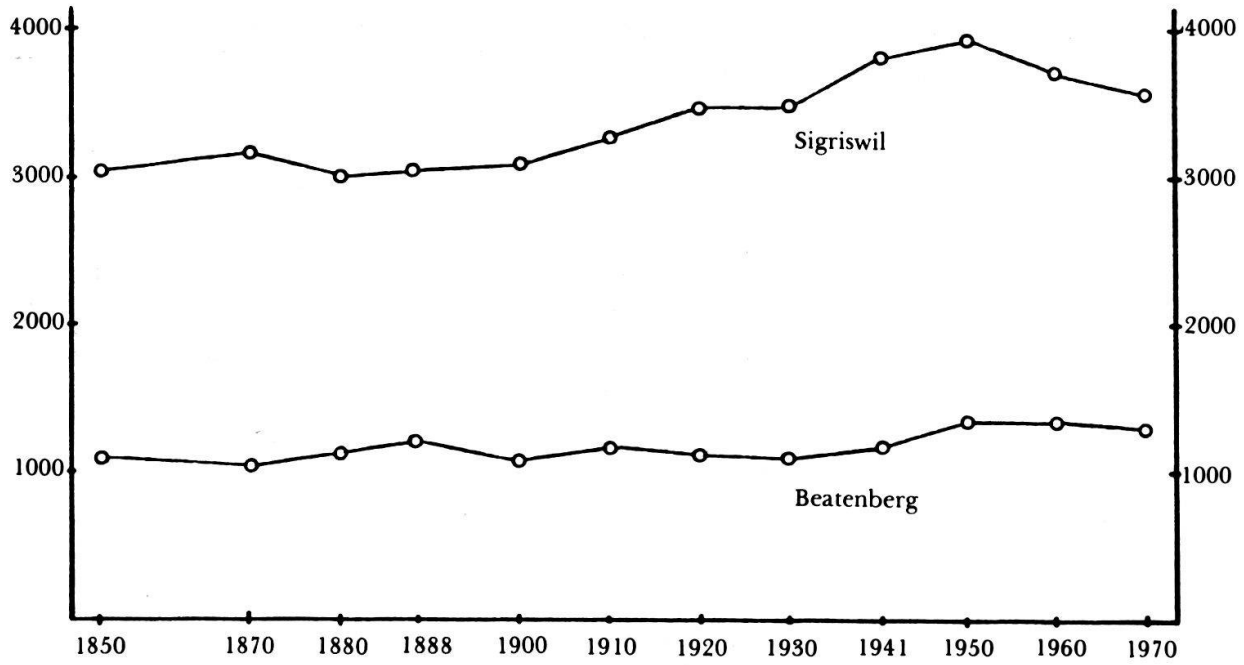
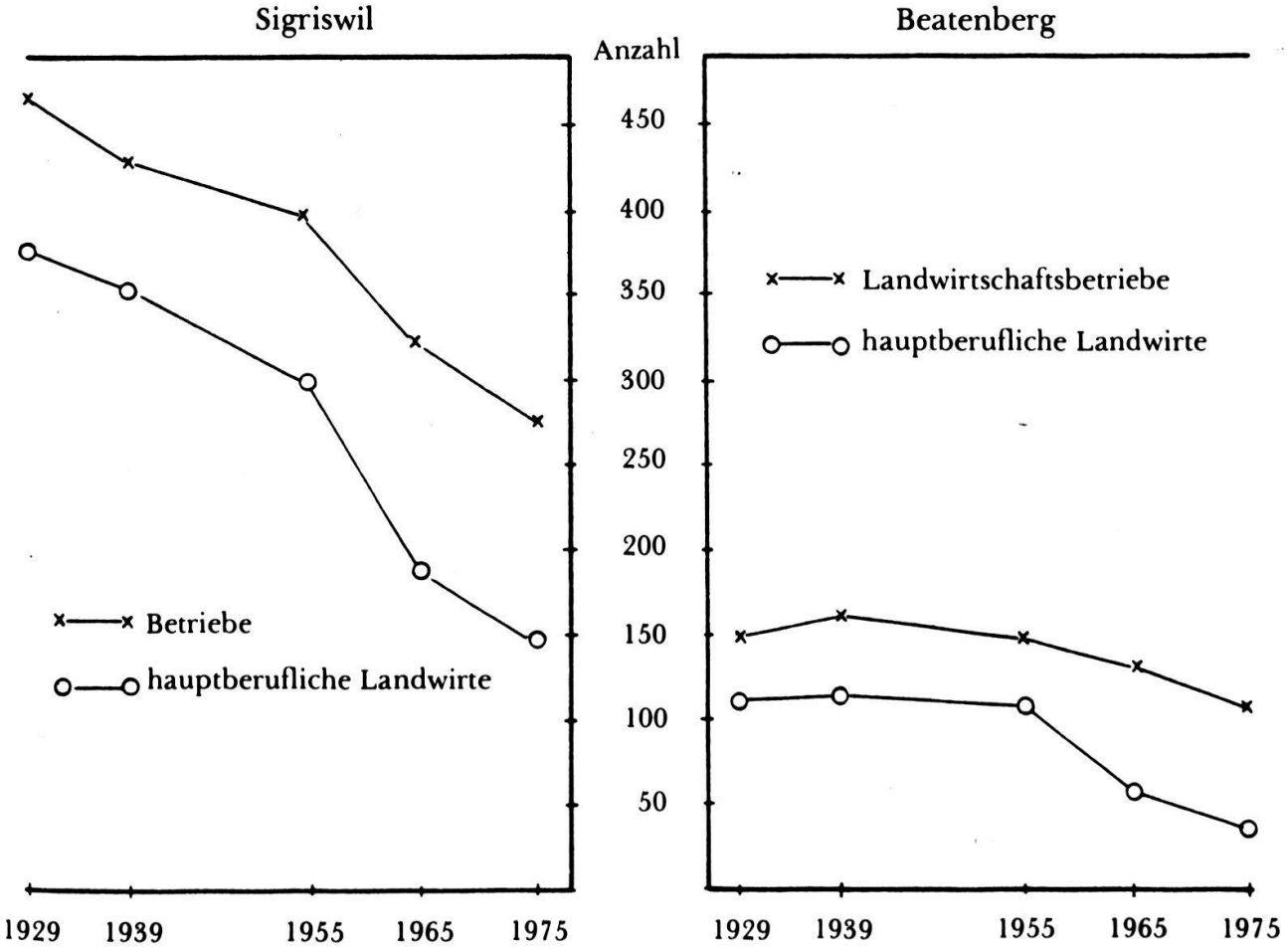


Abbildung 4 Anzahl Landwirtschaftsbetriebe und hauptberufliche Landwirte 1929–1975[32].



in Sigriswil seit 1960 wieder leicht zugenommen hat, wahrscheinlich als Folge kinderreicher Bauernfamilien.

In Sigriswil sank die Zahl der Landwirtschaftsbetriebe und die der hauptberuflichen Landwirte schon seit 1929 und hat sich namentlich nach 1955 stark verringert.

Abbildung 4 deckt ein rascheres Abfallen der Anzahl hauptberuflicher Landwirte gegenüber der Anzahl Betriebe auf: In den sechziger Jahren sind vermehrt Nebenerwerbsbetriebe entstanden.

Die einzelnen Betriebe sind im Durchschnitt auch größer geworden.

Noch vor dem Zweiten Weltkrieg haben die meisten Höfe eine bis fünf Hektaren Kulturland besessen. Heute hat jedoch die nächstgrößere Betriebsklasse mit fünf bis zehn Hektaren am stärksten zugenommen. Anzahlmäßig gewonnen haben auch die Zehn- bis Zwanzighektarbetriebe. Kleine Güter bis zu einer Hektar Nutzfläche scheinen in jüngster Zeit wieder attraktiver geworden zu sein. Dabei sind es wohl meist Betriebe von Unselbständigerwerbenden, die nebenbei Kleintiere halten, oder von älteren Leuten, die weiterhin ihr Heimetli bewirtschaften und sich etwa noch eine Kuh oder etwas Geflügel halten.

Die Ackerfläche hat seit 1965 gesamthaft abgenommen. In Sigriswil haben 1975 viele Landwirte weniger Land gepflügt, so daß die meisten über weniger als 10% Ackerfläche verfügten. Durch vermehrte Spezialisierung der Viehwirtschaftsbetriebe wird der Ackerbau zugunsten der Vieh- und Milchwirtschaft eingeschränkt. Nur ein kleiner Prozentsatz Ackerfläche, meist als Garten, hält sich noch in Beatenberg, weil unter anderem dort die natürlichen Voraussetzungen ungünstiger liegen.

Tabelle 1 widerspiegelt die Entwicklung in der Bestellung der Kulturen:

Tabelle 1 Die Anbauverhältnisse 1929–1975[33] (Anbauflächen in ha)

Sigriswil						Beatenberg				
1929	1942	1955	1969	1975		1929	1942	1955	1969	1975
1104	918	984	891	975	Futterbau total	582	292	341	290	338
278	*	106	47.6	32.5	Kunstwiesen	1,1	*	1,8	0,2	0,03
134,7	175,8	140,3	68,9	39,5	Ackerbau total	9,4	25,8	10,9	3,6	1,5
67,9	92,8	71,7	34,7	14,7	Getreidebau total	2,3	7,9	2,4	0,2	0
56,5	71,8	60,9	26,5	17,9	Hackfrüchte total	5,9	14,7	6,6	1,2	0,7
*	67,2	54,3	25,2	17,4	Kartoffeln	5,7	14,0	6,2	1,1	0,6
0	0	1,1	1,3	2,9	Silomais	0	0	0	0,7	0,1
10,3	11,2	6,6	6,4	4,5	Gemüsebau	1,2	3,2	1,9	1,5	0,7
1929	1942	1951	1961	1971		1929	1942	1951	1961	1971
13472	*	24238	19624	10696	Anzahl Obstbäume	1795	*	4152	3301	2290

* Angabe fehlt

Die Anbauvorschriften während des Krieges haben deutliche Spuren hinterlassen: Um die Selbstversorgung des Landes zu garantieren, wurde damals der Anbau von Getreide, Gemüse und namentlich von Kartoffeln ausgedehnt. Erst nach 1955 weichen die Ackerflächen deutlich zurück, wobei sich der Kartoffelanbau noch am besten zu halten vermag.

In Sigriswil nimmt der Silomais zu, wogegen er in Beatenberg nach anfänglichen Versuchen wieder zurückgeht. Hier ist der Getreidebau heute ganz gewichen. Frei werdende Flächen kommen dem Futterbau zugute. Unter den Obstbaumkulturen fällt auf, dass die Anzahl der Hochstämme nach dem Zweiten Weltkrieg angestiegen und seit 1969 wieder gefallen ist. Die Obstbaumbestände werden nur gelegentlich verjüngt und leiden allgemein an der schlechten Pflege und an der Überalterung.

Über die Tierbestände gibt Tabelle 2 Auskunft:

Tabelle 2 Tierbestände 1936 – 1973 [33])

Sigriswil						Beatenberg				
1936	1946	1956	1961	1973	Tierart	1936	1946	1956	1961	1973
1264	1117	1183	1273	1340	Kühe	456	416	443	460	390
58	61	55	46	35	Pferde	3	3	1	2	3
695	555	711	713	573	Schweine	120	98	84	127	92
244	183	75	88	91	Ziegen	138	66	17	42	47
106	198	146	131	133	Schafe	5	3	21	22	150
3715	3708	3907	2953	1250	Hühner	1148	1152	997	953	338
508	365	279	275	222	Bienenvölker	154	132	83	80	67

Die landwirtschaftlich wichtigsten Tiere unseres Landes, die Kühe, haben in Sigriswil seit 1956 ständig an Zahl zugenommen, währenddem Beatenberg nur bis 1961 einen Anstieg des Kuhbestandes verzeichnet; nach 1970 fällt dort die Anzahl Kühe wieder. Dagegen sind die Schafe um ein Vielfaches von 1939 und 1946 vertreten. Um die Steilhänge zu nutzen, werden vermehrt Schafe in extensiver Form gehalten. Auch die Ziegen verzeichnen ein «come-back», obwohl sie zahlenmäßig noch nicht auf den Stand zur Kriegszeit gekommen sind. Die Anzahl Schweine unterliegt Schwankungen, die sich im langjährigen Mittel auszugleichen vermögen. Der Bestand an Hühnern und Bienenvölkern reduziert sich in letzter Zeit stark, was sich auf die Selbstversorgung mit Eiern und Honig auswirkt. Etwas weniger drastisch verringert sich die Zahl der Pferde, zumal in Beatenberg – im Zusammenhang mit dem Tourismus – Nachfrage nach Reitpferden (und Ponys) besteht.

Für die Bewirtschaftungsweise ist die Parzellengröße ausschlaggebend. Seit dem Zweiten Weltkrieg und namentlich in den sechziger Jahren hat die durchschnittliche Parzellengröße zugenommen.

In Beatenberg stieg seit dem Zweiten Weltkrieg die Parzellenzahl pro Betrieb – infolge Zupacht und Realteilung – rascher an als in Sigriswil. Mit der Zunahme der Parzellenflächen und -zahl ist die landwirtschaftliche Nutzfläche pro Betrieb in letzter Zeit gestiegen, wobei sich das Total an Betrieben verringert hat.

In den letzten zwanzig Jahren erhöhte sich der Einsatz von Motorfahrzeugen in der Landwirtschaft. In Beatenberg scheint die Verwendung weiterer Maschinen in der Landwirtschaft zwar begrenzt zu sein, so daß die Anzahl Traktoren, Jeeps, Transporter usw. seit 1965 nur noch schwach ansteigt.

Stark abgenommen haben die ständigen landwirtschaftlichen Arbeitskräfte. Sie haben sich seit 1965 in dem Maße verringert, wie die Motorfahrzeuge zugenommen haben. In Sigriswil liegt der Grund dafür nicht nur in der Abwanderung von Arbeitskräften aus der Landwirtschaft, sondern auch im Übergang vom Zweimann- zum Einmannbetrieb und in der Tendenz zu Nebenerwerbsbetrieben. Bezeichnenderweise ist in Beatenberg die Zahl ständiger weiblicher Arbeitskräfte angestiegen, ein Indiz für die Überalterung der Betriebe. Mit zunehmendem Alter der Betriebsleiter hilft möglicherweise die Frau als ständige Arbeitskraft mit, besonders dann, wenn ihre Kinder anderweitig eine Beschäftigung gefunden haben und kein Interesse zur Hofübernahme zeigen. Es kommt sogar vor, daß verwitwete Frauen den Betrieb allein weiterführen. Überhaupt sieht im Einzelfall die Situation gelegentlich anders aus, als es diese verallgemeinernden Darstellungen zeigen.

4. Ergebnisse

4.1. Die Selbstversorgung im 18. und 19. Jahrhundert

Selbstversorgung und Genügsamkeit scheinen zwei miteinander verschwägerte Begriffe zu sein. In den meisten Darstellungen vergangener Zeiten werden Sparsamkeit und Einfachheit der Bevölkerung hervorgehoben.

Einzelne Schilderungen der Genügsamkeit unserer Vorfahren übertreiben jedoch in mystischer Verklärung. Da wird das Älplerleben zur gelobten Enthaltsamkeit. Auch wird die Selbstversorgung als die ursprüngliche bäuerliche Aufgabe dargestellt. Es geht hier um die Frage, inwieweit sich die Bevölkerung des Untersuchungsgebietes im 18. und 19. Jahrhundert vom eigenen Brot ernährt hat, und nicht um eine Verherrlichung der Selbstversorgung. Damals war eine Zufuhr von Lebensmitteln nur sehr beschränkt möglich und demzufolge die Notwendigkeit, für das tägliche Brot selber zu sorgen, offensichtlich.

Über die Selbstversorgung selber finden sich wenige Angaben. Es muß deshalb indirekt aus veränderten Anbauverhältnissen auf den Wandel in der Selbstversorgung geschlossen werden.

Sigriswil besaß bereits im Mittelalter eigene Mühlen[34] und war diesbezüglich autark. Beatenberg blieb jahrhundertelang derart abgeschlossen, daß dort «ein Höchstmaß an Selbstversorgung zu finden war»[35].

Schaer schreibt, daß um die Mitte des 18. Jahrhunderts die Wirksamkeit der neugegründeten bernischen Ökonomischen Gesellschaft eingesetzt habe[36]. Von dieser kamen Verbesserungsvorschläge für Landmeliorationen, namentlich der Alpen. Aus der intensivierten Graswirtschaft brächten die Landwirte eine größere Rendite heraus, erklärten die Ökonomen, wobei der Flurzwang und der Weidgang auf den Allmenden noch zu beseitigen gewesen wären. Durch vermehrte Stallfütterung fiele mehr Mist an, welcher in einer zweckmäßigen Fruchtwechselwirtschaft verwendet werden sollte. Der Anbau neuer Futterkräuter (Esparsette und Luzerne) wurde von der Landesökonomiekommission ab 1764 propagiert. Diese legte den Landpfarrern nahe, die neuen Erkenntnisse von den Kanzeln zu verlesen. Aber nur langsam vollzog sich die Umstellung und begann, an den bisher autarken Verhältnissen zu rütteln.

Daneben blieb auch die frühe und rasche Verbreitung der Kartoffel nicht ohne Folgen: Der Kartoffelanbau verdrängte den Getreidebau, verhalf aber dem Ackerbau zu neuem Auftrieb; zudem linderte die Kartoffel das Los der Armen und stillte den größten Hunger. Zur Einführung der Kartoffel vermerkt Bircher: «Neben den Getreidebau war aber seit den 1730–50er Jahren der Kartoffelbau getreten, und mit ihm hatte der Ackerbau das Minimum, das er vorher erreicht haben muß, ... wieder überschritten.»

In seiner Darstellung über die Wirtschaft und Lebenshaltung im schweizerischen «Hirtenland» am Ende des 18. Jahrhunderts finden sich viele wertvolle Hinweise über die Selbstversorgung jener Epoche. Bircher stellt eine wirtschaftliche Depression nach der günstigen Konjunktur während des Dreißigjährigen Krieges fest und folgert, daß wegen dieser Krise, die bis über 1700 hinaus anhielt, die Selbstversorgung «auf einer dürftigen, primitiveren und einseitigeren Basis» wieder aufgenommen wurde, «da es nicht mehr möglich war oder schien, den Getreidebau wieder in alter Weise einzuführen.»

Als Ersatz für die Getreidenahrung sammelte man Baumnüsse, Kern- und Steinobst, wohl auch Wildobst und in bedeutenden Mengen Wildgemüse. Seine Angaben schränkt Bircher allerdings mit dem Ausdruck «wahrscheinlich» ein, weil wir über die Zeit vor der Einführung des Kartoffelbaues wenig wissen[37].

Eine Tendenz zur vermehrten Viehwirtschaft soll nach Bircher schon im 18. Jahrhundert eingetreten sein. Auf Kosten des Getreidebaus hatte in besonders günstigen Marktlagen die einseitige Viehwirtschaft zugenommen. Die Umstellung sei begleitet gewesen vom Wunsch der Bevölkerung, ein gemächliches, ein «besseres» Leben zu führen, weil das Besorgen des Viehs weniger Arbeit verursacht habe als die anstrengende Handarbeit des Ackerbaus.

Aufgrund dieser Feststellung ließe sich – vielleicht etwas voreilig – schließen, völlige Selbstversorgung habe nur in Notzeiten geherrscht, und die Leute seien stets nach einer Arbeit aus gewesen, die etwas abgeworfen oder zumindest nicht allzusehr angestrengt hat. Dieser Seitenhieb gegen die Trägheit des Menschen mutet jedoch etwas merkwürdig an, Bircher ist aber aufgrund seines Quellenstudiums immer wieder auf Zeugnisse von Armut im Hirtenland gestoßen, deren Ursache die Arbeitsscheu vieler verarmter Leute gewesen ist. Dabei darf aber nicht vergessen werden, daß ungünstige wirtschaftliche Verhältnisse geherrscht haben: Zölle, mangelnde Handelsstraßen,

Teuerungen, Hungersnöte, Epidemien, Geldmangel usw. verhinderten ein Aufblühen der regionalen Wirtschaft.

Namentlich in Beatenberg traten noch ungünstige Produktionsbedingungen hinzu. Der Boden sei «bergig trocken und steinig, zu Pflanzungen sehr untüchtig», schreibt Pfarrer Johann Rudolf Nöthiger am Ende des 18. Jahrhunderts, «alles was darauf wüchse, Menschen, Tiere und Pflanzen würden klein und mager[38].»

Weil auch Alpwirtschaft und Viehhaltung dürftig waren, litten die Beatenberger unter Armut. Nach Nöthigers Angaben entfielen auf einen Einwohner eine halbe Kuh, ein Drittel einer Ziege und ein Fünftel eines Schafes. Der Ackerbau warf allerdings fast so viel wie in Unterseen ab: 130 Mütt zehntpflichtiges Getreide: Dinkel, Gerste und Erbsen. Dazu kamen noch eine nicht geringe Menge von Kartoffeln, verschiedenes Gemüse, Hanf und Flachs. Verglichen aber mit den reichen Leuten von Habkern, deren Alpen schöne Erträge abwarfen, führten die Beatenberger ein kümmerliches Dasein.

Im selben Sinne, meint Bircher, sei auch Sigriswil arm zu nennen.» Die zehntpflichtige Kornernte», schreibt Vikar Gottlieb Jakob Kuhn, «machte auf Kopf und Tag berechnet einen Durchschnitt von etwa 80 Gramm aus.» Obst wuchs nur in seenahen Gebieten reichlich, wo auch etliche Nußbäume und das Rebland zu finden waren[39].

Seit Jahrhunderten heimisch, zeigte der Weinbau seine Sonn- und Schattenseiten: Zuerst konnten in den Seeorten viel Wein und Obst verkauft und dadurch die Armut etwas gelindert werden, doch bestand die Gefahr des Alkoholismus. Im übermäßigen Trinken versuchte man, die großen Nöte zu vergessen. So schrieb Pfarrer Johann Rudolf Knecht 1764: «Die überaus genügsame Bearbeitung ihres bergigen Landes, die bloße Nahrung von gesalzenen Speisen und der vorhandene Weinwuchs entschuldigen etwas die Unmäßigkeit im Trinken[40].»

Als Übergangsgebiet zwischen Mittelland und Oberland verband Sigriswil den Ackerbau und die Alpwirtschaft in eigenartiger Weise: Mit dem Oberland hatte es die kleinen, mit Hacke und Sichel bearbeiteten Ackerbeete gemeinsam, wobei es sich nach Kuhn nicht bloß um kümmerliche Reste eines zurückgegangenen Ackerbaus handelte. Es wurden nämlich Ende des 18. Jahrhunderts nicht weniger als 900–1000 Mütt zehntpflichtiges Korn geerntet, wozu «dann noch viel zehntfreies Getreide kam.» Kartoffeln konnten «jahraus jahrein häufig genossen werden». Der Kartoffelbau hatte wohl am ehesten den Haferanbau verdrängt, welcher nach alten Pfrundrödeln gleich stark wie der Dinkelanbau vertreten gewesen war[39].

Als beetartige Hackkultur war der Ackerbau arbeitsintensiver als die Viehzucht, so daß Fäsi 1765 schreiben konnte: «Die Viehzucht beschäftigt nicht so sehr als der Acker- und Weinbau, sie ernähret aber auch nicht so viele[41].» Die Tendenz zur Viehwirtschaft schränkte die Möglichkeiten zur Selbstversorgung ein. Die Bevölkerungszunahme verstärkte sich dagegen wegen hoher Geburtenzahl, der Bekämpfung der Pokken usw. Bircher ermittelt eine durchschnittliche Steigerung der Einwohnerzahl im engeren Oberland von 6–7% im Laufe eines Jahrzehnts Ende des 18. Jahrhunderts. Diesen Bevölkerungszuwachs hätte eine Intensivierung in der Nahrungsmittelproduktion begleiten sollen, um die Autarkie aufrechtzuerhalten. Dies trat jedoch mit Ausnahme des Kartoffelanbaus vorerst nicht ein, wodurch weite Kreise verarmten und

Hunger litten. Gerade das Anschwellen der Bevölkerung im 19. Jahrhundert ließ wenig Bemittelte noch ärmer werden, weil die Umstellung auf die Viehwirtschaft nicht Arbeit und Brot für alle schuf, sondern die soziale Ungleichheit bekräftigte. Die Vermögenden konnten sich eher Kapital verschaffen, um den Betrieb umzustellen oder zu vergrößern. Ihnen wurden auch staatliche Anleihen gewährt. Den Armen blieb nur die zur Selbstversorgung dienende Viehwirtschaft und der Ackerbau auf den ihnen zugeteilten Allmendstücken. Erst die weitere Verbreitung des Kartoffelanbaus erleichterte den Unbemittelten die Existenz und die Familiengründung.

«In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts», schreibt Bircher, «besserten sich überdies die Verkehrsverhältnisse für viele Gemeiden, das heißt, diese wurden dem Markte genähert, und es besserten sich die Marktverhältnisse durch meistens reichliches Angebot von Getreide und rasch steigende Nachfrage nach den Erzeugnissen der Viehwirtschaft[42].»

Nach Nußbaumer, der die bäuerlichen Verhältnisse im Homburgertal untersuchte, war der Speisezettel um 1800 noch ganz auf die Selbstversorgung eingestellt. Schon 50 Jahre später hatte sich ein großer Wandel vollzogen: Die Kartoffel löste das Brot als Hauptnahrungsmittel ab. «Brot war», wie Nußbaumer 1963 schreibt, «noch vor 100 Jahren wie Gold geschätzt» und viel sparsamer verwendet worden[43]. Besonders beliebt war das Kaffeetrinken geworden. Milchkaffee wurde fünfmal täglich getrunken. Mit dem Import von Kaffeebohnen war aber keine reine Selbstversorgung mehr möglich.

In der Mitte des 19. Jahrhunderts vollzog sich der Übergang zur Marktwirtschaft mit noch vorwiegender Selbstversorgung. Auch der aufkommende Tourismus veränderte die Verhältnisse grundlegend, indem er die Geldwirtschaft förderte.

Der Selbstversorgungsgrad war aber noch Ende des 19. Jahrhunderts sehr hoch. «Auch unser Gerichtspräsident muß selber hirten und die Misthutte tragen», berichtet der damalige Pfarrer Beatenbergs, «von Fleischnahrung findet man fast keine Spur. Ein Mittagessen, wie es der Thalbauer hat, kennt man hier nicht. Kaffee, Kartoffeln, (wenn es gut geht) Käse und Brot bilden sozusagen jede Mahlzeit[44].»

4.2. Die Selbstversorgung heute – Ergebnisse der Umfrage

Die *Eßgewohnheiten* sind ein wertvoller Hinweis auf die heutigen Verhältnisse in der Selbstversorgung.

In der Gestaltung des Speisezettels richtet sich die Bäuerin – zum Beispiel aus preislichen Gründen – nach den vorhandenen eigenen Nahrungsmitteln.

In Schwanden nimmt man in 15% und in Beatenberg in 31% aller befragten Familien noch das traditionelle Frühstück (Rösti, Käse und Brot, Milchkaffee) ein. Auch den Haferbrei trifft man noch an (zu 8% respektive 23%), heute Porridge genannt. Erstaunlicherweise halten mehr Familien in Beatenberg an der traditionellen Ernährungsweise fest.

Der Tourismus, die Hotelkost, haben zwar nach Aussagen einiger Bäuerinnen dazu beigetragen, daß die Männer die herkömmlichen Speisen nicht mehr so schätzen wie früher, doch scheint die Mehrheit gegenüber Menüänderungen skeptisch zu sein.

Kartoffeln und Gemüse aus dem eigenen Garten oder «Pflanzplätz» bilden heute

mit dem Schweinefleisch die Grundlage der Hauptmahlzeit. Wir können also feststellen, daß sich die bäuerliche Kost noch relativ stark auf die Selbstversorgung stützt. Der Lebensmittelmarkt, die Werbung und die moderne Ernährung beeinflussen jedoch zunehmend die Menükarte im Bauernhaus. Nicht zu übersehen ist die Tendenz, vermehrt Fertigprodukte und Konserven, daneben auch Teigwaren oder Fleischstücke wie Koteletts oder Plätzli zu kaufen.

Beim Nachtessen überwiegen immer noch geschwellte Kartoffeln oder «Rösti». Oft kommen abends Suppen, Reste vom Mittagessen, Salate und Käsespeisen auf den Tisch.

Als Frühstück wird das Café complet am häufigsten (69% in Beatenberg und 77% in Schwanden) eingenommen. Recht unterschiedlich halten die Familien an den Zwischenmahlzeiten fest. Je nach den Arbeitsverhältnissen, der Jahreszeit und persönlichen Neigung gibt es zum «Znüni» oder «Zvieri» Brot, Butter und Konfitüre oder Käse oder Wurst. Um den Durst zu stillen, trinkt man Milchkaffee, Tee, Milch, Kakao, Most oder Sirup.

Das Mittagessen wird meistens durch eine Suppe eingeleitet. Zur Hauptmahlzeit werden oft Speck oder Wurst und Gemüse wie Bohnen, Rübli, Blumenkohl oder Lauch gegessen. Dazu gibt es sehr oft Kartoffeln, als Salzkartoffeln, Bratkartoffeln, Geschwellte oder gelegentlich als Kartoffelstock zubereitet. Käse und Eierspeisen ersetzen manchmal das Fleisch, welches an Feiertagen aus einem Braten oder Schweinsragout bestehen kann.

Die Gegenüberstellung früherer Sonntagsgerichte mit denen von heute zeigt eine ausgeglichenere und reichere Kost in der Gegenwart. In den meisten Familien speist man sonntags üppiger als an Wochentagen: Es gibt mehr und besseres Fleisch, Dessert und Kaffee. Nur in zwei Fällen ist mitgeteilt worden, daß am Sonntag weniger gegessen und oft zum Picknick im Freien eingepackt werde. An Arbeitstagen solle dafür richtig gegessen werden, hieß es da. Der Nahrungsbedarf sei bei strenger Arbeit auch größer. An Sonntagen ein wenig zu fasten, sei nicht schädlich. Die meisten fanden aber, ein gutes Essen, Züpfe zum «Zmorge» oder eine Bernerplatte zum «Zmittag», gehöre sich einfach als sonntägliches Essen.

Die *Produktion zur Selbstversorgung* ist einem steten Wandel unterworfen. In Zeiten gestörter Zufuhr, beispielsweise während des Zweiten Weltkrieges, mußte die Landwirtschaft die Landesselbstversorgung sichern. Damals entstanden im Berggebiet Äcker, die Brotgetreide, Kartoffeln usw. trugen. Der Kartoffelbau sicherte weitgehend die Volksernährung. Seit dem Zweiten Weltkrieg hat aber die Ackerfläche in den Berggebieten rapid abgenommen.

Trotz des Rückgangs der Selbstversorgung hat jedoch die Vielfalt der Gemüsearten gegenüber früher zugenommen. Welche hofeigenen Produkte finden noch heute Verwendung? Tabelle 3 gibt darüber Auskunft.

In den befragten Familien Beatenbergs werden auffallend weniger Kartoffeln, Obst und Beeren geerntet als in Schwanden. Mit der Imkerei befaßt sich keine der befragten Familien mehr, und der Getreidebau ist ohnehin hier ganz verschwunden. Dagegen stammen Eierspeisen, Butter und Rahm in Beatenberg häufiger vom eigenen Hof als in Schwanden.

Dieses Weizenfeld liegt in Schwanden auf etwa 1000 m Höhe. Eine Hofstatt umgibt das Haus.

Bauernkinder helfen mit im Garten. (Beatenberg, Mitte Juli 1978).

Tabelle 3 «Welche dieser Speisen stammen aus dem eigenen Betrieb?»

	Anzahl bejahende Antworten von	
	13 Betrieben in Schwanden	13 Betrieben in Beatenberg
1. Milch	13	13
2. Gemüse	12	13
3. Fleisch	13	10
4. Käse	11	10
5. Kartoffeln	12	5
6. Eier	5	8
7. Butter, Rahm	4	7
8. Obst und Beeren	7	3
9. Getreide, Brot	5	0
10. Honig	2	0

Welche Produkte werden andern vorgezogen? Was würde man am meisten vermissen, könnte man es nicht mehr selber herstellen? Der Beliebtheitsgrad der eigenen Nahrungsmittel ist aus der Tabelle 4 ersichtlich.

Tabelle 4 «Welche Produkte finden Sie zur Selbstversorgung besonders geeignet?»

	Anzahl Stellungnahmen in:	
	Schwanden	Beatenberg
1. Milch «geschmacklich besser»	6	7
2. Gemüse «frischer, gesünder»	3	4
3. Fleisch, «preislich günstiger»	3	4
4. Käse «von der Alp»	2	4
5. Kartoffeln «frischer»	4	2
6. Konfitüre «besser»	1	1
Ferner: Butter, Eier, Getreide	1	0
Allgemein: «Alles, was man selber im Haus und Keller hat.» «Alles, was man selber machen kann.»		

Der Vergleich zwischen der Beliebtheit und der Häufigkeit der zur Selbstversorgung produzierten Güter zeigt, daß die eigenen offenbar auch geschätzt werden. Allerdings läßt sich diese Frage nicht restlos klären, hängt sie doch stark von der Gewöhnung an die eigenen Lebensmittel ab.

Die Antworten auf die Frage, ob man heute auch weniger bekannte Gemüsearten und Kulturen anzubauen beginne, zeigen ein geteiltes Bild. Über den Erfolg oder Mißerfolg solcher Versuche ist man sich ebenfalls nicht einig. Skeptiker rechnen mit einem Ertragsausfall oder zumindest mit einer Qualitätseinbuße. Befürworter begründen ihren Ernteerfolg mit einer verbesserten Anbautechnik: Plastik schützt die früh gesäten Kulturen oder die reifenden Tomaten, Schlitzfolien ermöglichen ohne größeren Arbeitsaufwand bessere Resultate usw. Eine von Wilderswil hinzugezogene

Familie äußerte sich positiv allen neuartigen Versuchen gegenüber, während wiederum andere erklärten, Zucchetti und Tomaten seien fremde, ungenießbare Gemüsearten. Vor einigen Jahren kaufte eine Familie in Beatenberg irrtümlicherweise Kürbissamen, welche zu prächtigen Pflanzen gediehen, deren Früchte jedoch verschenkt oder den Schweinen gefüttert wurden. Eine Hauswirtschaftslehrerin unterstrich die vorwiegend konservative Haltung der Bergbauern gegenüber dem Gemüsebau in bezug auf wenig bekannte Arten. Viele Bäuerinnen nützen ihrer Ansicht nach die Möglichkeiten des eigenen Gartens zu wenig aus und legen nur eine Kultur pro Jahr an. Sie bemängelte auch, daß die Kulturfolgen nicht besser geplant würden. Das zeitliche Zusammenfallen von dringenden Gartenarbeiten mit der Heuernte könnte durch eine Planung weitgehend vermieden werden.

Von den meisten Bauern, die befragt wurden, werden die Tomaten als noch mögliche Kultur angesehen, wenn man sie unter Plastikfolien vor Kälteeinbrüchen schützt. Früher Schneefall und Frost im Herbst schaden den Kulturen, namentlich fehlt dem Silomais die zum Ausreifen benötigte Wärme. Die Höhenlage macht sich besonders auch im Obstbau bemerkbar: In seenahen Gebieten fallen bedeutendere Ernten an als über 1000 m Höhe. Allerdings spielt auch die Pflege der Bäume eine wesentliche Rolle. Sie wird gerade oft in klimatischen Grenzfällen vernachlässigt mit der Begründung, der Ertrag lasse sich ja kaum sehen.

In Schwanden, auf dem eben gelegenen Feldmoos, in 1000 m Höhe, wurde früher viel Salat und Gemüse gepflanzt. Heute hat sich die Anbaufläche reduziert, und es wird nur noch von einer Familie in größerem Rahmen Salat gezogen und an die landwirtschaftliche Genossenschaft geliefert.

Der Gemüsebau und im speziellen der Salatanbau stellt in Bergregionen laut Professor Kobel von der Forschungsanstalt Wädenswil eine echte Alternative zur Viehwirtschaft dar. Sein Vorteil liegt im Anbau mittelspäter Sorten, die in die Marktlücke Ende Juli/Anfang August fallen und deren Absatz somit gesichert ist.

Jedoch bliebe der Gemüsebau wohl Sache einiger spezialisierter Landwirte, denn der Bergbauer fühlt sich in der Viehzucht heimischer als im Gartenbau. Die Gartenarbeiten sind schon von jeher Domäne der Frau gewesen. Nur drei Bauern erklärten in der Befragung, gemeinsam mit ihrer Frau den Garten zu bestellen.

Die Einführung neuer Erwerbszweige wie Salat- oder Beerenkulturen wird behindert durch traditionelle Bindungen, durch ablehnende Einstellungen wie diejenige gegenüber dem Gemüsebau.

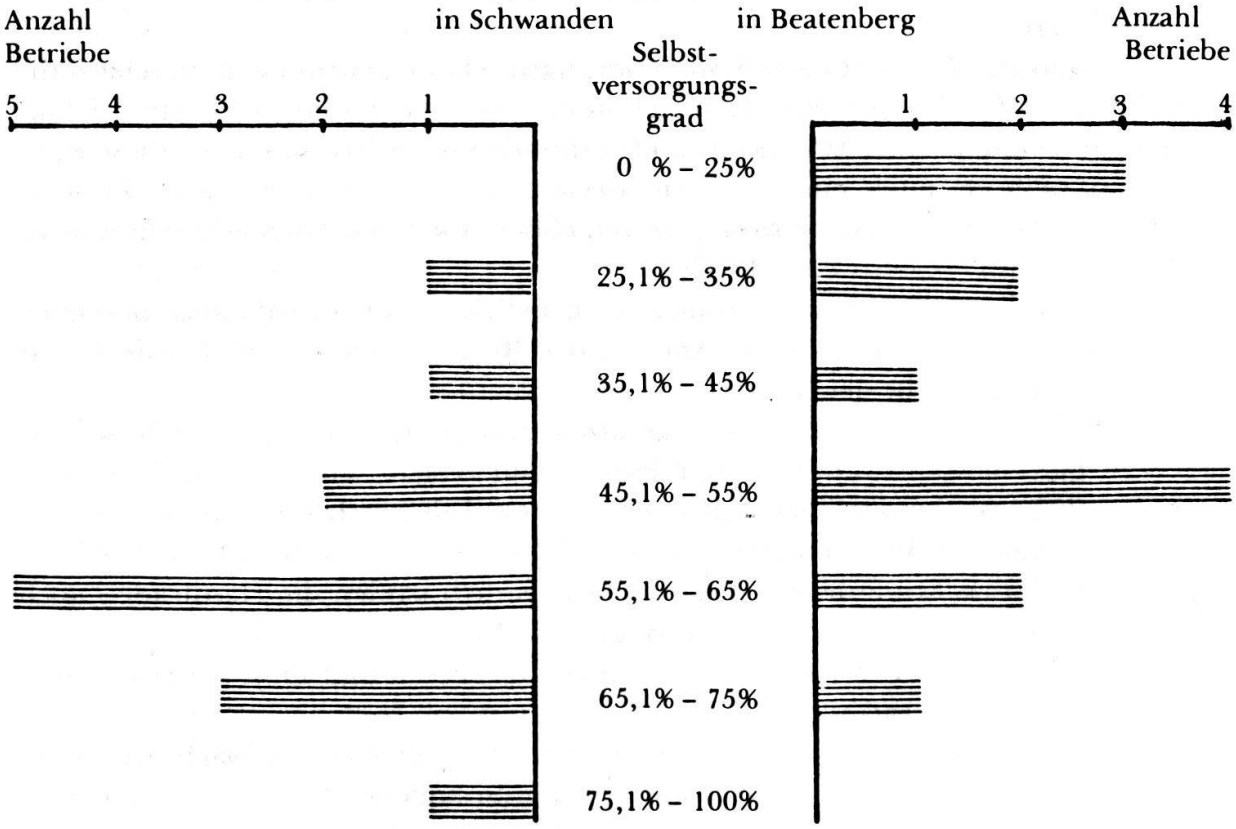
Das Beerensammeln ist oft eine beliebte Nebenbeschäftigung. In den Bergwäldern finden sich in günstigen Jahren große Mengen Heidel- und Preiselbeeren, welche bei Gelegenheit gepflückt und zu Hause eingemacht oder zu Konfitüre verarbeitet werden. Auch das Kräuter- und Pilzesammeln ist eine Beschäftigung, die je nach Verhältnissen und persönlicher Neigung in Mußezeiten ausgeübt wird: Die Bauern und vor allem ihre Frauen und Kinder widmen sich ihm an Sonntagen, bei Wanderungen, bei Besuchen auf der Alp usw. Den meisten sind zum Beispiel Wilder Majoran, Thymian, Arnika, Silbermänteli und andere Kräuter bekannt. Tee- und Heilkräuter stammen von alters her aus dem Bauerngarten[45].

Die Selbstversorgung mit Brennholz ist heute noch vorwiegend intakt. Der Energie-

bedarf zum Heizen wird in den befragten Familien zu 81% aus dem geschlagenen und selber gerüsteten Holz gedeckt. Nur vier Familien (15%) besitzen eine Ölheizung. Oft wird dagegen eine mobile elektrische Zusatzheizung verwendet. Im allgemeinen wird aber mit Holz geheizt, auch wenn meist ein Elektroherd zur Verfügung steht. Kohlen und Briketts ergänzen das Heizmaterial.

Über das Ausmaß der gesamten Selbstversorgung im bäuerlichen Haushalt gibt Abbildung 5 Auskunft. Mangels genauer Unterlagen stützen sich die Angaben auf Schätzungen, welche zusammen mit den Landwirten erhoben worden sind.

Abbildung 5 «Wie hoch schätzen Sie Ihren Anteil Selbstversorgung?»
Der Selbstversorgungsgrad in den 26 bäuerlichen Haushaltungen



Die Betriebe in Schwanden weisen mehrheitlich einen höheren Grad an Selbstversorgung auf als diejenigen in Beatenberg. Bei der Auswertung wurde untersucht, ob zwischen dem Selbstversorgungsgrad und der Entfernung der Höfe vom nächsten Einkaufsladen eine Beziehung bestehe oder ob der Selbstversorgungsgrad auch etwa von der Anzahl verpflegter Personen in einem Haushalt abhänge. Es konnten jedoch für die 26 untersuchten Betriebe keine gesicherten Korrelationen gefunden werden (bei einer Irrtumswahrscheinlichkeit von 0,05). Damit kann nicht gesagt werden, daß sich im Umkreis der Untersuchung die Entfernung des Hofes oder die Anzahl verpflegter Personen positiv auf die Selbstversorgung auswirke.

Es stellt sich die Frage, welche Anteile Selbstversorgung bei den einzelnen Produkten zu verzeichnen sind.

Wie schon aus der Tabelle 3 entnommen werden konnte, sind Milch, Fleisch und Gemüse sehr häufig verwendete Produkte in der Selbstversorgung. Der Milchbedarf wird auf allen untersuchten Bauernhöfen zu 100% selber gedeckt. Falls man Hühner hält, besteht auch eine vollständige Selbstversorgung mit Eiern. Die übrigen Produkte stammen nicht immer vom eigenen Betrieb. Gemüse muß beispielsweise häufig im Frühling zugekauft werden, jedoch können im Sommer und im Herbst reichliche Mengen aus dem eigenen Garten geerntet werden, so daß also saisonale Schwankungen in der Selbstversorgung entstehen. Durch das Einkellern und in neuerer Zeit durch das Tiefkühlen versucht man, Selbstversorgungslücken besser zu schließen. Das Fleisch, das bei den üblichen Hausmetzgeten anfällt, wird eingefroren, geräuchert oder sterilisiert.

Das Tiefkühlen ist die häufigste Konservierungsmethode geworden. Man schätzt die Tiefkühltruhe oder das gemietete Kühlfach immer mehr, weil unter anderem das Einmachen mit einem großen Arbeitsaufwand verbunden ist. Allerdings bietet diese Konservierungsmethode auch einen Vorteil, dessen man sich in letzter Zeit vermehrt bewußt wird: Das Eingemachte kann jederzeit eßbereit auf den Tisch gebracht werden im Gegensatz zum eingefrorenen Produkt.

Gedörrte Nahrungsmittel sind immer noch beliebt, denn in 54% aller befragten Familien werden Bohnen gedörrt. Äpfel- oder Birnenschnitze werden jedoch nur noch in 23% der Betriebe getrocknet.

Schweinefleisch wird vorwiegend eingesalzen und geräuchert. Spezielle Rauchküchen oder Kamine voller Hammen, Speckseiten und Würste bestätigen die Angaben.

Die reichlich anfallenden Beeren aus dem Garten (Johannisbeeren und Erdbeeren) sowie Beeren aus dem Wald (Heidelbeeren und Preiselbeeren) werden für den Winter eingemacht oder zu Konfitüre verarbeitet. Gelegentlich kaufen die Hausfrauen noch Früchte zu, um abwechslungsreichere Produkte herzustellen.

Als wenig bekannte Konservierungsmethode von Beeren und Obst wird von einer Bäuerin der Rumtopf erwähnt.

Die *Selbstversorgung in der Bekleidung* gehört der Vergangenheit an. Flachs wurde im Untersuchungsgebiet zuletzt in den zwanziger Jahren angesät. Einige Leute erinnern sich noch an jene Zeit, als der Flachs in einer Rätschhütte verarbeitet wurde. Schafe hielt man bis in die dreissiger Jahre vorwiegend der Wollproduktion wegen, denn das Fleisch war wenig beliebt und bekannt. Aus den Statistiken geht hervor, daß die Schafbestände im Untersuchungsgebiet, namentlich in Beatenberg, früher bedeutend kleiner gewesen sind als heute. Es ist fraglich, ob die kleine Anzahl Schafe den damaligen Wollbedarf in der Bekleidung hat decken können. Wir müssen annehmen, daß besonders in Beatenberg schon Ende 19. Jahrhundert in der Bekleidung keine reine Selbstversorgung mehr geherrscht hat.

Die Handweberei, wie sie zum Beispiel im Oberhasli heimisch geworden ist, hat sich hier nicht durchgesetzt. In Schwanden und Sigriswil scheint dieses Metier hingegen verbreitet gewesen zu sein. Die Statistiken weisen auch höhere Schafbestände aus, und die Flachsproduktion scheint nach Aussagen der Befragten noch Anfang des 20.

Jahrhunderts verbreitet gewesen zu sein. Heute allerdings sind die Webstühle und Spinnräder aus den Bauernstuben verschwunden. Gelegentlich trifft man noch ein zur Zierde aufgestelltes Spinnrad an.

Die Erinnerung an das Spinnen wird alljährlich für einen Abend lebendig, wenn sich die Sigriswiler Frauen zum «Spinnet» treffen. Die Männer nehmen am Anlaß auch teil und sind als die sogenannten «Haspler» zu einem währschaften Znacht eingeladen. Bei dieser Gelegenheit tragen die Frauen ihre Trachten. Die Männer kommen im Chüejermutz oder im Halbleinigen.

Auch an andern volkstümlichen Festen (in der Jodlergruppe, in der Trachtengruppe, gelegentlich sonntags oder zur Alpauffahrt) werden die traditionellen Kleider getragen, die ursprünglich in vollständiger Eigenarbeit geschaffen wurden, heute aber teilweise durch gekaufte Stücke ergänzt sind.

Auf die Frage, weshalb man eine Tracht trage, wird oft gesagt: «Die Tracht ist Schmuck, man ist stolz darauf.» «Man hat sie selber gemacht.» «Eine Berner Tracht gehört sich.»

Von den Bäuerinnen, die befragt wurden, tragen knapp die Hälfte eine Sonntags- oder Werktagstracht. Viele Frauen mögen die Trachten aber nicht: «Die Tracht ist zu schwer.» «Sie ist zu teuer.» «Die Tracht ist unpraktisch.» «Eine Tracht kleidet nur festere Frauen gut.»

Die Bauern finden aber beim Tragen des halbleinigen Gewandes mehrheitlich: «Halbleinige Hosen schützen im Winter vor Nässe und Kälte viel besser.» Jüngere Bauern und nebenberufliche Landwirte tragen aber zur Arbeit nicht mehr das Halbleinige, welches nach ihrer Aussage heute auch zuviel kostet.

Nun belasten aber auch gewöhnliche Kleider die Haushaltungskasse stark, wenn sie gekauft werden müssen. Deshalb werden häufig nur die Rohmaterialen (Wolle und Stoffe) beschafft und dann selber verarbeitet. Besonders das Nähen und Stricken von Kinderkleidern vermindert die Ausgaben für die Bekleidung beträchtlich und wird auf einigen Höfen noch praktiziert. Gespart wird auch dadurch, daß man Kleidungsstücke immer wieder flickt und somit sehr lange gebrauchen kann.

Zusammenfassend muß festgestellt werden, daß in bezug auf die Bekleidung die Selbstversorgung doch sehr stark verblaßt ist und eine nicht annähernd so wichtige Rolle mehr spielt wie in der Ernährung.

5. Diskussion

Die gegenwärtigen Verhältnisse und die Wandlungen in der Selbstversorgung werden anhand der in der Aufgabenstellung genannten Fragenkreise diskutiert. Allerdings können die Ergebnisse nicht als umfassende Abklärung betrachtet werden. Vielmehr vermitteln sie Arbeitshypothesen zu weiteren Untersuchungen.

5.1. Gründe des Rückgangs in der Selbstversorgung

Welche ökonomischen und geistigen Triebfedern führten zum Rückgang in der Selbstversorgung?

Die wirtschaftlichen Gründe, welche einen Rückgang in der Selbstversorgung bewirkten, sind verschiedener Art. Es gibt von außen auf die Landwirtschaft einwirkende und solche innerhalb der Landwirtschaft selber:

- Übergang von der Naturalwirtschaft zur *Geldwirtschaft*. Aus Rentabilitätsgründen wird die Vielfalt der Produktion eingeschränkt und damit auch die Möglichkeit zur Selbstversorgung.
- Steigendes Angebot und zunehmende Nachfrage von Nahrungsmitteln fördern die *Spezialisierung* auf einzelne Produkte. Im Berggebiet weicht der Ackerbau zugunsten der Viehwirtschaft zurück.
- Vermehrte *Berufswahl* außerhalb der Landwirtschaft.
- Eine *geregelte Arbeit* mit festem Lohn wird der Arbeit auf dem Bauernhof oft vorgezogen.
- Größere *Nebenverdienstmöglichkeiten* und dadurch bedingter Zeitmangel für die Selbstversorgung.
- *Abwanderung* aus wirtschaftlich benachteiligten Gebieten und damit Überalterung und das Fehlen junger Kräfte.
- Selbstversorgung bedeutet *Mehrarbeit*.
- Beeinflussung von außen: Durch das, was die Leute im Dorf sagen, durch die Massenmedien und die *Werbung*. Diese schafft neue Bedürfnisse, welche durch die Selbstversorgung gar nicht befriedigt werden können.
- Größeres Einkommen, steigender *Wohlstand* und Anschaffung von Luxusgütern.

Der Übergang von ökonomischen zu geistigen Beweggründen ist fließend. Die heutige Tendenz vermehrten Konsumierens erklärt sich zum Beispiel einerseits aus der Einwirkung der Werbung, andererseits aber auch aus der geistigen Haltung heraus, nicht mehr selber zu produzieren, sondern zu kaufen, zu konsumieren.

Die folgende Liste nennt geistige Beweggründe, die zur Abwendung von der Selbstversorgung führten:

- Wunsch nach einem arbeitsfreieren, angenehmeren Leben.
- Bequemlichkeit, Trägheit.
- Abwendung von der Tradition.
- Verlust der Verbundenheit mit dem eigenen Hof und Boden.
- Einfluß des Tourismus auf die Lebensbedürfnisse der Bergbauern.
- Übernahme neuer Konsumgewohnheiten.
- Renditedenken.
- Berufspessimismus, Verlust der Initiative.

Die Rangfolge der Gründe ist kaum festzulegen. Es bestehen vielfältige Wechselbeziehungen, die im einzelnen Fall zu studieren und zu beurteilen sind. Bald steht das eine, bald das andere im Vordergrund. Es wäre aber auch falsch, nur eine Ursache als verantwortlich für den Rückgang in der Selbstversorgung zu bezeichnen. So wird beispielsweise die allgemeine Abwendung von der Tradition einseitig angeführt. Doch die genannten Ursachen wirken synergetisch und sind vereint zur Erklärung der Veränderung in der Selbstversorgung beizuziehen.

5.2. *Heutige Situation*

Wie steht es heute mit der Selbstversorgung quantitativ und qualitativ?

Der gegenwärtige Selbstversorgungsgrad der Haushaltungen im Untersuchungsgebiet wurde bereits in Kapitel 4.2. dargestellt. Deshalb wird hier besonders auf die Selbstversorgung in qualitativer Hinsicht eingegangen. Dabei geht es letztlich oft um die persönliche Einstellung.

Warum werden beispielsweise noch Hühner gehalten, obwohl die Eierproduktion nach «offiziellen» Rechnungen nicht mehr kostendeckend ist? Warum säen Bergbauern noch unter schwierigsten Anbauverhältnissen Brotgetreide an? Rational sind solche Verhaltensweisen kaum begründbar.

Die Haltung gegenüber der Selbstversorgung läßt sich in der Art und Weise, wie die Tiere gepflegt werden, beobachten, bei der Sorgfalt während Feldarbeiten, bei den Aufwendungen zur Konservierung der eigenen Produkte usw. Die Beobachtungen lassen zwar kein einheitliches Urteil zu. Beides konnte gesehen werden: hingebungsvolle Tierpflege, Leute mit besonderem Geschick beim Gärtnern, mit sogenanntem «grünen Daumen», aber auch vernachlässigte Obstbaumbestände, dunkle und enge Hühnerställe, überwucherte Pflanzgärten oder brachliegendes Land.

Aus den Tabellen 3 und 4 (Kapitel 4.2.) geht hervor, daß die eigenen Produkte sehr geschätzt werden. Oft wurde begründet, daß man bei eigenen Lebensmitteln stets wisse, unter welchen Bedingungen sie produziert worden seien. Ungespritztes Obst und Gemüse sowie Rohmilch – also naturreine Nahrungsmittel – werden mehrheitlich bevorzugt. Die Zukunft der Selbstversorgung liegt demzufolge vermehrt in der Qualität der erzeugten Produkte als in der Quantität; in der Möglichkeit, sich selber mit qualitativ besseren Lebensmitteln, zum Beispiel mit «biologischem» Gemüse und Obst, zu versorgen und auch Spezialitäten herzustellen: «Mutschli», Ziegenkäse, Vollkornbrot usw.

5.3. *Selbstversogung in anderen Regionen*

Welchen Stellenwert nimmt die Selbstversorgung in andern Regionen ein?

Aus agrarwirtschaftlichen Untersuchungen Steinmanns[46] geht hervor, daß gesamtschweizerisch die bäuerliche Selbstversorgung an Gewicht verliert. Auf der andern Seite weisen aber Graswirtschaftsbetriebe einen relativ hohen Selbstversorgungsgrad auf. Steinmann stellt hier sogar eine Zunahme des Konsums eigener Produkte (vor allem Milch, Fleisch, Obst und Eier) fest. Eine abnehmende Tendenz besteht beim Brotgetreide und bei den Kartoffeln. Dieser Befund läßt sich auch in unsern befragten Betrieben nachweisen.

Weitere Anmerkungen über die Selbstversorgung im Kanton Bern finden sich im Schweizerischen Alpkataster 1978: «In den Hügelbezirken des Emmentals und des Schwarzenburgerlandes ist es mit der Selbstversorgung besser bestellt (als im Berner Oberland). Hier vermochte sich der Ackerbau bis heute ziemlich zu erhalten.

Klima und zum Teil auch Topographie sind hier günstiger als im Oberland. Dennoch ist auch hier von Jahr zu Jahr ein schwindendes Interesse für diesen Betriebs-

zweig festzustellen. Der ganze Umwandlungsprozeß in der Landwirtschaft, der weitgehend auf eine einseitigere Betriebsform ausgerichtet ist, scheint auch hier nicht abgeschlossen zu sein[47].»

Es bestehen nur wenige Untersuchungen über die Selbstversorgung, meist nur am Rande von Arbeiten mit übergeordnetem Thema. Um Vergleiche zur Selbstversorgung in andern Regionen ziehen zu können, müßten deshalb zuerst die Unterlagen in agrarwirtschaftlicher und -soziologischer Hinsicht beschafft werden.

5.4 *Einfluß topographischer und klimatischer Verhältnisse*

Welchen Einfluß haben topographische und klimatische Verhältnisse? Produzieren Betriebe in abgeschiedener Lage mehr zur eigenen Versorgung?

Klima und Bodenverhältnisse bestimmen weitgehend die Anbaumöglichkeiten. Ungünstige Verhältnisse beschränken folglich die Auswahl verschiedener Produkte für die Selbstversorgung, jedoch nicht unbedingt den gesamten Selbstversorgungsgrad.

Steinmann zeigt, daß Alpbetriebe überdurchschnittliche Anteile an Selbstversorgung aufweisen. Zwar fehlen dort verschiedene Nahrungsmittel (z.B. Obst), aber der hohe Anteil eigener Milch und Milchprodukte am Speisezettel gleicht das Total in der Selbstversorgung wieder aus. Nach Steinmann sind diese Betriebe «infolge ihrer ungünstigen geographischen Lage (weit von den Einkaufsläden entfernt) und der schlechten wirtschaftlichen Situation am meisten auf die Selbstversorgung angewiesen»[46].

Diese Feststellungen treffen auch auf die Mehrheit der Betriebe im Untersuchungsgebiet zu.

Wirtschaftliche Situation und Abgelegenheit der Höfe werden als Grund der vermehrten Selbstversorgung genannt. Hat aber die geographische Lage allein schon einen Einfluß auf die Selbstversorgung?

Jedenfalls kann für den kleinen Umfang der Untersuchung keine Korrelation zwischen der Abgelegenheit und dem Selbstversorgungsgrad berechnet werden.

Es wurde immerhin beobachtet, daß in weit abgelegenen Gebieten (z.B. im oberen Gemeindegebiet Sigriswils) die Landwirtschaft äußerlich noch intakt und die Selbstversorgung deshalb umfassender ist. Ähnliche Reliktgebiete finden sich beispielsweise im Goms, in den oberen Tessintälern. Hier tritt deutlich der Gegensatz zutage: in den unteren, gut erschlossenen Talgebieten wird die Landschaft schlechter gepflegt als in oberen, abgelegenen.

Die Vermutung liegt nahe, daß neben wirtschaftlichen Bedingungen die Mentalität der landwirtschaftlichen Bevölkerung eine wichtige Rolle spielt.

5.5. *Einfluß der Mentalität*

Spielt eine andere Denkweise oder Weltanschauung eine Rolle?

Die Umwelt prägt die Denkweise des Bergbauern. Die harten Daseinsbedingungen, die meist fehlenden Mittel zum Kaufen führten zur Einstellung, alles womöglich sel-

ber zu machen und die Probleme selbständig oder doch innerhalb einer kleinen Gemeinschaft zu lösen. Man nahm ein bescheidenes Dasein in Kauf, kannte man doch keine andere Möglichkeit, als die harte Arbeit zu verrichten, um sich durchs Leben zu bringen. Dafür liebte man die Eigenständigkeit und das Gefühl der Freiheit in der abgelegenen Bergwelt. Autarkie war die wirtschaftliche Konsequenz dieses Denkens.

Heute hat sich die Auffassung von Freiheit geändert. Die Jungen wandern ab, um ein «freieres» Leben unter geregelten Arbeits- und Lohnbedingungen zu führen, um an den Vergnügen der Konsumgesellschaft teilnehmen zu können. Sie durchbrechen die Tradition der Selbstversorgung zugunsten rentabler Wirtschaftszweige, oder sie gehen einem Nebenverdienst nach und vernachlässigen ihren Betrieb. Die Denkweise ist heute mehrheitlich auf das Geldverdienen ausgerichtet, im Gegensatz zu den früheren Generationen.

Noch ist der Einfluß der Tradition spürbar. Häufig äußerten sich die Befragten, die Produktionsweise von früher werde beibehalten, weil es der «Ätti» gerne so haben möchte. Doch mit dem immer schnelleren Lauf der Entwicklung werden auch die Traditionen immer kurzlebiger.

Bei der Aufrechterhaltung der Selbstversorgung spielen also gefühlsmäßige und geistige Komponenten mit. Diese sind weitgehend von der täglichen Arbeit auf Hof und Feld geprägt.

Aber eine Klassifizierung der Mentalitäten, wie beispielsweise folgende: der Selbstversorgung entspricht eine traditionelle Denkweise, scheint fragwürdig.

Neue Gesichtspunkte wie gesunde Ernährung, Kindererziehung und Selbstbestätigung sind in der Selbstversorgung in den Vordergrund getreten.

5.6. *Anzeichen eines Aufschwungs*

Gibt es Anzeichen, daß die Selbstversorgung heute wieder einen Aufschwung erlebt?

Der allgemeine Rückgang der Selbstversorgung im Rahmen der Betriebsvereinfachungen erfaßt nicht alle Betriebe. Zudem gibt es große Unterschiede zwischen den einzelnen Nahrungsmitteln: Es gibt richtige «Schlager» der Selbstversorgung neben Gütern, die kaum mehr in Betracht gezogen werden (z.B. Kleidungsstoffe, Tücher). Steinmann stellt fest, daß in Graswirtschaftsbetrieben Brotgetreide und Kartoffeln in der Selbstversorgung abnehmen, Milch und Obst hingegen zunehmen[46]. In unserem Gebiet trifft diese Feststellung namentlich für die Milchprodukte zu.

Die Aussagen einiger befragter Familien lassen erwarten, daß in Sachen Selbstversorgung in Zukunft noch mehr getan wird. Heute erfreuen sich biologisch erzeugte Nahrungsmittel großer Beliebtheit. Auch die herkömmlichen, hofeigenen Produkte wie Rohmilch, Alpkäse, Schinken, Speck usw. werden geschätzt. Im Hinblick auf Krisenzeiten erscheint vielen die Einsparung von Haushaltungsgeld durch die Selbstversorgung wichtig, indem nicht ausgegebenes Geld verdientes Geld ist.

Ein weiterer Beweggrund, der heute die Arbeiten zur Selbstversorgung in breiten Bevölkerungsschichten beliebter macht, ist die «nichtentfremdete» Arbeit. Ein zur Selbstversorgung produziertes Gut wird auf seinem ganzen Werdegang verfolgt und

vermittelt das Gefühl einer sinnvollen Arbeit. Das Problem der Arbeitsentfremdung ist namentlich in Arbeiterfamilien in städtischen Verhältnissen groß und trifft weniger für Bauernfamilien zu, wo Wohnstätte und Arbeitsort identisch sind. Inwiefern die Selbstversorgung eine verbesserte Lebensqualität verschafft, könnte in einer Untersuchung der Selbstversorgung bei Unselbständigerwerbenden, die einen Garten besitzen, erforscht werden.

5.7. *Aufwertung durch Sicherheitsdenken*

Inwiefern wird die Selbstversorgung durch das Sicherheitsdenken aufgewertet, sich auch in Krisenzeiten von der eigenen Scholle ernähren zu können?

In Schwanden bestätigten 23% und in Beatenberg 31% der Befragten den Vorteil der Selbstversorgung im Hinblick auf eine Krisenzeit. Die restlichen stellten diesen Grund zwar nicht in Abrede, fanden jedoch, daß im Kriegsfall rasch auf vermehrte Selbstversorgung umgestellt werden könnte. Somit sind sich praktisch alle der Vorteile bewußt, sich in Kriegszeiten selber ernähren zu können.

Die Anbauvorschriften aus dem Zweiten Weltkrieg sind den meisten noch bekannt: Die Feldarbeiten erfolgten damals mehrheitlich von Hand. Die Erinnerung an die mühsame Arbeit ist mit ein Grund, weshalb die Selbstversorgung nicht als etwas Romantisches angesehen wird, sondern als aufwendige Möglichkeit der Nahrungsmittelbeschaffung in Zeiten gestörter Zufuhr.

5.8. *Aufwertung durch neue Anschauungen über gesunde Lebensmittel*

Bekommt die Selbstversorgung durch neue Anschauungen über gesunde Lebensmittel (z. B. biologisch gezogenes Gemüse) frischen Wind?

Von den Befragten äußerten sich 69% positiv gegenüber natürlichen Nahrungsmitteln wie «biologisch» gezogenem Gemüse und Obst. «Gesunde» Ernährung wird von allen befürwortet. Nur ist man nicht immer gleicher Meinung, was unter «gesund» zu verstehen sei. Die einen bezeichnen damit ein Maßhalten in bezug auf alle gebräuchlichen Lebensmittel. Die andern verurteilen die chemisch behandelte Nahrung als gesundheitsschädigend. Sie befürchten unter anderem Krebserkrankungen wegen des übertriebenen Einsatzes chemischer Hilfsstoffe in der Landwirtschaft. Aus diesem Blickwinkel heraus hat die Bewegung des biologischen Landbaues an Bedeutung gewonnen. Weite Bevölkerungskreise interessieren sich heute für ungespritztes Obst und Gemüse.

Die Selbstversorgung ermöglicht jedem Gartenbesitzer, «biologisches» Gemüse heranzuziehen. Der Einsatz von chemischen Hilfsstoffen beschränkt sich – schon nur aus finanziellen Überlegungen – aufs Notwendigste.

In einer Hinsicht erlebt die Selbstversorgung also eine Aufwertung: in der Produktion gesunder Lebensmittel.

5.9. *Haltung der jungen Generation*

Ist die junge Generation weniger materialistisch eingestellt? Vertritt sie eine Lebenseinstellung, die vermehrt zur Selbstversorgung zurückzielt?

Weil sich die Umfrage nicht speziell an Alte oder an Junge richtete, stützt sich die Beurteilung, wie die junge Generation denkt und handelt, nur auf Beobachtungen und vereinzelte Äußerungen. Diese liefern kein einheitliches Bild: Die einen lieben das ländliche Leben und die Arbeiten in Feld und Stall. Es gibt sogar vereinzelte, die das Spinnrad aus dem Gaden hervorholen, um wieder Wolle zu verspinnen. Es gibt junge Leute, die zur Selbstversorgung Getreide ansäen, es gibt junge Familien, die sich nach biologischen Grundsätzen ernähren.

Auf der andern Seite steht aber die mehrheitlich auf das Geldverdienen ausgerichtete junge Generation, deren materialistisches Denken deutlich hervortritt: Die Arbeit auf dem Bauplatz oder das Servieren in der Wirtschaft wird der Landarbeit des größeren Verdienstes wegen vorgezogen, auch wenn mehr Unnannehmlichkeiten in Kauf genommen werden müssen: frühes Aufstehen, langer Arbeitsweg, kurze Arbeitspausen, unsichere Anstellung usw.

Die Haltung der Jungen gegenüber der Selbstversorgung ist zwiespältig. Eine Mehrheit betrachtet sie als Relikt vergangener Zeiten. Sie findet, die Gartenarbeit sei Hobbybeschäftigung und glaubt nicht an eine Berglandwirtschaft, die jemals rentieren und eine Zukunft haben könnte.

Dieser Ansicht widersprechen aber wiedrum einige jüngere Bauern: Sie bezeichnen die Verbundenheit mit der Landwirtschaft, die Freude an der Arbeit in der Natur als etwas Wesentliches. Dabei weisen sie auf die Möglichkeiten in der Erziehung hin: Es sei wichtig, daß die heutige Jugend die landwirtschaftliche Arbeit kennenlerne, wobei zuallererst die Freude und das Interesse an der Landwirtschaft geweckt werden müssen. Die Arbeiten zur Selbstversorgung werden von 38% aller Befragten als eine erzieherisch sinnvolle Betätigung angesehen. Ein Gärtlein machen zu dürfen oder Tiere pflegen zu können sei für die Heranwachsenden von großer Wichtigkeit. 42% der befragten Familien hatten vorschulpflichtige oder schulpflichtige Kinder, sie alle befürworteten die Selbstversorgung. Hingegen lehnten unverheiratete junge Leute die Selbstversorgung als Zeitverschwendung ab.

Da der Bevölkerungsanteil der landwirtschaftlich Tätigen abnimmt, namentlich im touristisch stark erschlossenen Beatenberg, ist gesamthaft mit einer verstärkten Abkehr von der Selbstversorgung unter der kommenden Generation zu rechnen.

5.10 *Einfluß der Landwirtschaftsschulen*

Welchen Einfluß üben die Landwirtschaftsschulen aus? Werben sie für die Selbstversorgung? Oder findet man dort, der Landwirt und die Bäuerin sollten sich nicht noch mit Mehrarbeiten belasten, sondern sich auf wenige Produktionsrichtungen spezialisieren?

In der landwirtschaftlichen Praxis gewinnt heute neben der Erfahrung das Fachwissen an Bedeutung. Als Wissensvermittlerin nimmt die Landwirtschaftsschule eine

wichtige Stellung ein. Was der Landwirtschaftslehrer befürwortet und was er ablehnt, ist nicht ohne Einfluß auf die Bauernsöhne, auf die Zukunft der Landwirtschaft.

Wird die Selbstversorgung von den Landwirtschaftsschulen gefördert oder abgelehnt? lautete die Frage an ehemalige Schülerinnen und Schüler der Bergbauernschule Hondrich und der Landwirtschaftsschule Schwand. Auch Hauswirtschaftslehrerinnen, Landwirtschaftsberater und -lehrer wurden befragt.

Grundsätzlich wird die Selbstversorgung an den Schulen befürwortet. Der Gartenbau und die Hauswirtschaft (Hausmetzgete, Lagern der Produkte usw.) beanspruchen einen großen Teil des Stundenplans. Neben dem regulären Unterricht finden Kurse in der Milchwirtschaft statt (Herstellung von verschiedenen Käsesorten und von Butter) und im Gartenbau, wobei in letzter Zeit in der Bergbauernschule Hondrich besonders auf die Fragen des biologischen Landbaues eingegangen worden ist. Auch in der Beratung wird auf die Wichtigkeit der Selbstversorgung, vor allem aber auf die Möglichkeit zur Verminderung der Ausgaben für den Haushalt hingewiesen.

Jedoch dürfen laut den Aussagen der Berater die Probleme der Selbstversorgung nicht verkannt werden. Erwiesenermaßen fallen während der Vegetationsperiode hohe Arbeitsspitzen an. Namentlich die Bäuerinnen leiden unter der großen Arbeitsüberlastung: Kindererziehung, Haushaltarbeiten, Feldarbeiten und eventuell (in Beatenberg) Zimmervermietung lassen die zusätzlichen Arbeiten für die Selbstversorgung zur Qual werden. Es gilt im einzelnen Fall abzuklären, inwieweit eine Selbstversorgung befürwortet werden kann. Die Rendite, das heißt die Frage, was durch die Selbstversorgung eingespart werden kann, muß überlegt werden.

Zur Arbeitserleichterung werden auch mögliche Lösungen vorgeschlagen: Gemeinsamer «Pflanzplätz» verschiedener Familien, eventuell eine gemeinsame Motorhacke, eine Bewässerungsanlage und rationelle Gartengestaltung oder zur Entlastung der Mütter ein Kinderhütedienst. Eine Hilfe böte vielerorts die verbesserte Planung der Gartenkulturen. Die Berater weisen oft darauf hin, daß im Gartenbau auch in Bergregionen eine Ertragssteigerung durch richtige Planung der Kulturen möglich wäre und daß trotz der Intensivierung (Plastikabdeckung, Schlitzfolien, Frühbeete) die Überbelastung der Bäuerinnen vermieden werden könnte.

Die bäuerliche Selbstversorgung wird aber von den Landwirtschaftsschulen auch im Hinblick auf eine Landesversorgung mit Nahrungsmitteln in Krisenzeiten als wichtig betrachtet. Bei einer Umstellung auf vermehrte Selbstversorgung käme es auf die Fähigkeiten und Erfahrungen in der Urproduktion an. Diese müßten auch in guten Zeiten erhalten bleiben.

6. *Zusammenfassung und abschließende Bemerkungen*

In Beatenberg und Schwanden bei Sigriswil (Berner Oberland) werden geographische, wirtschaftliche und historische Bedingungen zur Abklärung des Wandels in der Selbstversorgung beleuchtet.

Weil exakte Angaben über die Selbstversorgung vergangener Zeiten fehlen, wird

aus den ökonomischen und landwirtschaftlichen Verhältnissen der verschiedenen Epochen auf deren Ausmaß geschlossen.

Eine Befragung dient der Emittlung der gegenwärtigen Selbstversorgung; dabei wird auf verschiedene sozioökonomische Aspekte eingegangen.

Das Untersuchungsgebiet liegt am Rande des alpinen Raumes: Elemente der Tal- und Berglandwirtschaft verbinden sich namentlich in Schwanden zu einem vielseitigen Kulturbild. In Beatenberg herrscht jedoch durch das kupierte und steile Gelände eine Berglandwirtschaft vor, deren Kleinbetriebe besonders typisch für das östliche Berner Oberland sind, im Gegensatz zu den Betrieben in Schwanden, die ans Emmental erinnern.

Durch die isolierte Lage abseits großer Verkehrsadern und Marktzentren herrschte besonders in der Ernährung bis zur Schwelle des 20. Jahrhunderts eine autarke Wirtschaftsform vor. Der Zwang zur Selbstversorgung fiel jedoch mit dem Übergang von der Natural- zur Geldwirtschaft dahin. Agrargüter, namentlich Getreide, wurden vermehrt importiert. Die in Industrie und Gewerbe, besonders aber im Tourismus benötigten Arbeitskräfte wurden aus der Bauernschaft rekrutiert. Aus den Selbstversorgern wurden mehrheitlich Arbeiterbauern, deren Kleinlandwirtschaft nur noch Nebenerwerb bot. Diese Entwicklung setzte schon früh ein: mit dem Bau von Straßen und Bahnen, welche das Oberland Ende des 19. Jahrhunderts zu erschließen begannen. Die Tendenz zur Aufgabe der Selbstversorgung wurde jedoch durch die Krisenzeiten und die Weltkriege mehrmals gebremst, so daß der Selbstversorgungsgrad noch in den fünfziger Jahren relativ hoch war und erst mit der folgenden Hochkonjunktur rasch sank. Ein verlockendes Angebot an Verdienstmöglichkeiten außerhalb der Landwirtschaft förderte die Abwanderung, welche heute auch mit staatlichen Mitteln kaum eingedämmt werden kann.

Städtische Verhaltensweisen wirken sich in zunehmendem Maße auf die bäuerliche Bevölkerung aus. Sie äußern sich im vermehrten Konsumieren und vermindern das Produzieren, was den persönlichen Bereich betrifft: oder im Wunsch nach verbesserten Arbeitsverhältnissen und mehr Freizeit. Das Ganze zielt schließlich auf eine sozial nivellierte Gesellschaft hin.

Die Selbstversorgung im Untersuchungsgebiet ist jedoch heute noch gekennzeichnet von einem hohen Anteil eigener Nahrungsmittel im Haushalt, Milch und Milchprodukte, Gemüse und Fleisch, nebst Eiern, Beeren und Obst; seltener Kartoffeln und Getreide. Was man selber produziert, wird häufig und gern gegessen. Man ist sich auch des Vorteils bewußt, in Krisenzeiten von der eigenen Scholle leben zu können, findet jedoch, daß heute eine Ausweitung der Selbstversorgung unrentabel oder aus zeitlichen Gründen unmöglich sei. Ältere Leute beklagen sich, aus Gesundheitsgründen nicht mehr so viel Eigenes anbauen zu können wie früher. Die Aufrechterhaltung der Selbstversorgung aus Tradition scheint vielfach ein verstecktes, jedoch starkes Motiv zu sein. Das Festhalten an der Selbstversorgung kann eben nicht nur durch rational verständliche Gründe erklärt werden. Heute beginnen sich zudem neue Veranlassungen zur Selbstversorgung zu zeigen: die Versorgung mit «biologischem» Gemüse und Obst oder die Möglichkeit einer wertvollen Beschäftigung, die auch in der Erziehung der Kinder Vorteile bietet.

Die Bäuerin spielt für die Selbstversorgung eine wichtige Rolle. Sie besorgt – unter Mithilfe ihres Mannes und der Kinder – den Garten, sie lagert die gewonnenen Produkte ein und stellt die Menüs zusammen. Auch in der Bekleidung kommt es in erster Linie darauf an, ob die Hausfrau selber Kleider näht oder strickt. Einerseits spielen dabei finanzielle Überlegungen mit, andererseits kommt es ebensosehr auf eine innere Einstellung gegenüber der Selbstversorgung an und auf die Fähigkeit, etwas selber herstellen zu können: Nicht die Gelegenheit, sich selber zu versorgen, sondern der Umstand, dazu fähig zu sein, ist ausschlaggebend. Dazu braucht es neben der Erfahrung und dem Wissen auch die Freude am Selbergemachten.

Die Rolle der Landwirtschaftsschulen ist im erzieherischen Einfluß auf die Landjugend und in der Wissensvermittlung für die Praxis zu sehen. Eine einfühlsame und geschickte Beratung ist besonders in der Berglandwirtschaft nötig.

Die Selbstversorgung soll aber abschließend noch in weitere Zusammenhänge gestellt werden: Sie hat landesweite, ja weltweite Bedeutung.

Um im Kriegsfall genügend Nahrungsmittel produzieren zu können, bedarf es erfahrener Leute, die auch in klimatisch und topographisch ungünstigeren Lagen sich auf die landwirtschaftliche Produktion verstehen.

Obwohl für uns heute der Überschuß an Agrarprodukten zum politischen Problem geworden ist, darf nicht vergessen werden, daß zwei Drittel der Menschheit hungern. Ein groteskes Bild: Aus unterentwickelten Gebieten werden proteinreiche Futtermittel und Rohstoffe nach den Industrieländern ausgeführt, welche mit dem Absatzproblem von Nahrungsmitteln zu kämpfen haben. Auch in unserem Land nimmt die fragwürdige Diskrepanz zu: auf der einen Seite eine gesteigerte Intensivierung der Agrarproduktion auf kleinem Raume, welche die Umwelt belastet, und auf der andern Seite Verwüstung und Brachlegung weiter Kulturflächen. Kann die Konzentrierung der Lebensmittelproduktion weitergetrieben werden, ohne die Grenzen der Belastbarkeit des Bodens mit Dünger und Chemikalien zu überschreiten? Sollte nicht vielmehr versucht werden, alles Kulturland unseres Landes zu nutzen, um eine landesweite, regionale und betriebliche Selbstversorgung in einem vernünftigen Maß aufrechtzuerhalten? Die Nahrungsversorgung im Kriegsfalle wäre sichergestellt, und wir wären von einem Faktor der Umweltzerstörung befreit. Die Selbstversorgung läßt sich also auch ökologisch begründen.

Die heutige Zeit mit ihren ungeheuren technischen Möglichkeiten, mit ihrem materialistischen Denken, mit ihrem Streben nach Reichtum und Luxus hat die Selbstversorgung entmachtet. Diese wird jedoch als Oase eines menschengemäßen Daseins – ohne Entfremdung der Arbeit von der Natur – von einigen weiterhin sorgfältig gepflegt.

7. Anhang

7.1. Anmerkungen

[1] Jaeggi, U.: Berggemeinden im Wandel. Bern 1975.
[2] Gerber, F.: Wandel im ländlichen Leben. Eine sozioökonomische und sozialpsychologische Untersuchung in fünf Gemeinden des Oberemmentals. Bern 1974.
[3] Wyder, J. Wirtschaftliche und soziologische Untersuchungen in der Zentralschweiz, unter besonderer Berücksichtigung der landwirtschaftlichen Verhältnisse. Zürich 1971.
[4] Rohner, J.: Studien zum Wandel von Bevölkerung und Landwirtschaft im Unterengadin. Basel 1972.
[5] Dönz, A.: Die Veränderung in der Berglandwirtschaft am Beispiel des Vorderprätttigaus. Zürich 1972.
[6] Über 80% des Rohertrages für den Durchschnitt aller Landwirtschaftsbetriebe. Vgl. Durtschi, E.: Die Landwirtschaft und der Markt. In: Schweizerische Landwirtschaft und Schweizer Bauerntum, Zürich 1963, S. 393.
[7] Atteslander, P.: Methoden der empirischen Sozialforschung. Berlin 1975, S. 89–93.
[8] Dönz, A.: Die Veränderung in der Berglandwirtschaft. Zürich 1972, S. 10.
[9] Auch die Aussaat von Flachs und die Pflege eines eigenen Gartens war die Quelle vieler Ideen und Erfahrungen.
[10] Goode, W./Hatt, P.: Methods in Social Research. New York 1952, S. 119. In: Atteslander, P.: a.a.O., S. 137ff.
[11] BIGA: Haushaltrechnungen von Unselbständigerwerbenden im Jahre 1976. Separatdruck aus Heft 9 der «Volkswirtschaft» 1977.
[12] Atteslander, P.: a.a.O., S. 62 und 63.
[13] Gutersohn, H.: Geographie der Schweiz. Alpen, 2. Teil. Bern 1964, S. 150.
[14] Bach, R./Frei, E.: Bodenkarte der Schweiz. Atlas der Schweiz. Bern 1968, Blatt 7.
[15] Gutersohn, H.: a.a.O., S. 151.
[16] Schuepp, M., Uttinger, H.: Klimatologie der Schweiz C und E. Zürich 1967, S. 12.
[17] Schaer, A.: Sigriswil. Berner Heimatbücher, Nr. 63. Bern 1955, S. 11.
[18] Gutersohn, H.: a.a.O., S. 156.
[19] Nach: Eidg. Statistisches Amt: Eidg. Volkszählung 1970. Heft 498.
[20] Brunner, H.: Geographisches Lexikon der Schweiz. Bd. IV, Neuenburg 1908, S. 388
[21] Laut mündlicher Mitteilung Herrn Beutlers, Landwirtschaftsberater, Unterseen.
[22] Gutersohn, H.: a.a.O., S. 151.
[23] Schaer, A.: Sechshundert Jahre Sigriswil. Sigriswil 1947, S. 23.
[24] Minnig, F.: Sigriswil. Portrait der Gemeinde. Sigriswil 1966, S. 2.
[25] Schaer, A.: Sechshundert Jahre, a.a.O., S. 113.
[26] Buchmüller, G.: St. Beatenberg. Bern 1914, S. 209.
[27] Buchmüller, G.: a.a.O., S. 274.
[28] Buchmüller, G.: a.a.O., S. 280.
[29] Buchmüller, G.: a.a.O., S. 359.
[30] Buchmüller, G.: a.a.O., S. 366ff.
[31] Nach Eidg. Statist. Amt: Eidg. Volkszählung 1970. Heft 498.
[32] Nach Eidg. Statist. Amt: Eidg. Betriebszählung. Heft 580 und 404.
[33] Nach Eidg. Volkswirtschaftsdepartement: Land- und alpwirtschaftlicher Produktionskataster. Beatenberg 1963, S. 13, und Sigriswil 1964, S. 14.
[34] Schaer, A.: Sechshundert Jahre, a.a.O., S. 63.
[35] Bircher, R.: Wirtschaft und Lebenshaltung im Schweizerischen «Hirtenland» am Ende des 18. Jahrhunderts. Zürich 1938, S. 74.
[36] Schaer, A.: Sechshundert Jahre, a.a.O., S. 65.
[37] Bircher, R.: a.a.O., S. 168, 169.
[38] Bircher, R.: a.a.O., S. 74, 75.

[39] Bircher, R.: a.a.O., S. 76.
[40] Bircher, R.: a.a.O., S. 144.
[41] Bircher, R.: a.a.O., S. 147, 148.
[42] Bircher, R.: a.a.O., S. 149.
[43] Nußbaumer, J.: Die Lebensverhältnisse der Bauernfamilien im Homburgertal. Liestal 1968, S. 102.
[44] Bircher, R.: a.a.O., S. 143, 144.
[45] Hauser, A.: Bauerngärten der Schweiz. Zürich 1976, S. 30.
[46] Steinmann, R.: Die Bedeutung der Selbstversorgung im bäuerlichen Haushalt im Spiegel der Buchhaltungsbetriebe. Zürich 1971.
[47] Abteilung für Landwirtschaft des EVD: Schweizerischer Alpkataster. Die Land- und Alpwirtschaft im Berner Oberland, Emmental und Schwarzenburgerland. Bern 1978, S. 127, 128.

7.2. Literaturverzeichnis

Atteslander, P.: Methoden zur empirischen Sozialforschung. Sammlung Göschen Nr. 2100. Walter de Gruyter, Berlin und New York 1975.

Bach, R./Frei, E.: Bodenkarte der Schweiz. Atlas der Schweiz. Eidg. Landestopographie, Wabern-Bern 1968.

Bircher, R.: Wirtschaft und Lebenshaltung im schweizerischen «Hirtenland» am Ende des 18. Jahrhunderts. Zürcher Diss., Lachen 1938.

Brugger, H.: Die schweizerische Landwirtschaft in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Huber & Co., Frauenfeld 1956.

Buchmüller, G.: St. Beatenberg. Geschichte einer Berggemeinde. Verlag K.J. Wyss, Bern 1914.

Dönz, A.: Die Veränderung in der Berglandwirtschaft am Beispiel des Vorderprättigaus. Diss. ETH, Zürich 1972.

Eidg. Statistisches Amt: Statistische Quellenwerke der Schweiz:
- Heft 404, Bern 1967
- Heft 450, Bern 1970
- Heft 490, Bern 1973
- Heft 498, Bern 1974
- Heft 580, Bern 1977.

Engel, F.: Mein Küchengartenbrevier. Gemüse, Würzkräuter, Beeren. Ein Lese- und Anleitungsbuch. Hallwag, Bern und Stuttgart 1978.

Geographisches Lexikon der Schweiz. Verlag Gebrüder Attinger, Neuenburg, 1902–1910.

Gutersohn, H.: Geographie der Schweiz. Band II, Alpen 2. Teil. Kümmerly und Frey, Bern 1964.

Hauser, A.: Bauerngärten der Schweiz. Ursprünge, Entwicklung und Bedeutung. Artemis, Zürich und München 1976.

Hauser, A.: Vom Essen und Trinken im alten Zürich. Tafelsitten, Kochkunst und Lebenshaltung vom Mittelalter bis in die Neuzeit. Berichthaus, Zürich 1961.

Howald, O. et al.: Schweizerische Landwirtschaft und Schweizer Bauerntum. Schweizer Druck- und Verlagshaus, Zürich 1963.

Minnig, F.: Sigriswil. Portrait der Gemeinde. Sigriswil 1966.

Nußbaumer, J.: Die Lebensverhältnisse der Bauernfamilie im Homburgertal. Eine agrarsoziologische und betriebswirtschaftliche Untersuchung. Kant. Drucksachen- u. Materialzentrale, Liestal 1963.

Schaer, A.: Sechshundert Jahre Sigriswil. Kommissionsverlag des Einwohnergemeinderates, Sigriswil 1947.

Schaer, A.: Sigriswil. Berner Heimatbücher Nr. 63. Paul Haupt, Bern 1955.

Steinmann, R.: Die Bedeutung der Selbstversorgung im bäuerlichen Haushalt im Spiegel der Buchhaltungsbetriebe. In: Die Grüne Nr. 41. Zürich 1971.